01 068761079

Geo. Hermann

DER WÜSTLING

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Der Wüstling
oder
Die Reise nach Breslau

Lustspiel in 2 Acten von

Georg Hermann

Egon Fleischel & Co. Berlin

Der Wüſtling

Im gleichen Verlage erſchienen von

Georg Hermann

Modelle
Ein Skizzenbuch

Aus dem letzten Hauſe
Ein neues Skizzenbuch

Die Zukunftsfrohen
Neue Skizzen

Spielkinder
Roman

Jettchen Geberts Geſchichte

Erſter Band:
Jettchen Gebert
Roman

Zweiter Band:
Henriette Jacoby
Roman

Sehnſucht
Ernſte Plaudereien

Kubinke
Roman

Der Wüstling
oder
Die Reise nach Breslau

Lustspiel in zwei Akten

von

Georg Hermann

Egon Fleischel & Co. / Berlin / 1911

Alle Rechte vorbehalten. Bühnen und Vereinen gegenüber Manuſkript. Unbefugtes Ausſchreiben der Rollen verboten. Das Aufführungsrecht für Deutſchland, Öſterreich und alle übrigen Länder iſt nur zu erwerben von Egon Fleiſchel & Co., Berlin W 9, Linkſtraße 16.

Copyright 1911 by Egon Fleischel & Co. / Berlin

Personen

Frau Hermine Bauer, fünfundvierzig Jahre, frühere Lehrerin, leicht angegraut, ein wenig stark, trägt ein Reformkleid, lila Tuch mit braun, Beamtenwitwe.

Nika Bauer, neunzehn Jahre, deren Tochter, schlank, schwarz, Reformkleid, grau mit hellblau.

Emil Schwedtke, ein wenig stark, neununddreißig Jahre, noch volles Haar, Bankbeamter.

Herbert Berliner, Student, einundzwanzig Jahre, schlank, blaß, Oberlippe ausrasiert.

Zeit: um 1900. — Ort: Berlin.

3434
.83
.398
(RECAP)
545063

Erſter Akt

Zimmer mit Alkoven in der Rückwand, von einer feſten Stoffjardine abgeſchloſſen. Vom Beſchauer aus rechts daneben eine Tür, die nach dem Korridor führt. Rechte Seitenwand mit zwei Fenſtern; linke Seitenwand mit Tür ins Nebenzimmer. An den Wänden ein paar Japanfächer, die Reproduktion eines Bildes von Saſcha Schneider; ferner Kegelklubaufnahmen, militäriſche Gruppenphotographieen in ſchwarzem Rahmen. Eine grüne Plüſchgarnitur und einige Nußbaummöbel im Muſchelſtil, Gipsapollo und Diana. Ein Waſchtiſch ganz im Hintergrund; im Vordergrund ein ſchmales Bücherbrett. Zwei Tiſche; Hängelampe und Lampe. Alſo das beſſere Chambregarniſtenzimmer.

Schwedtke (mit Beinkleidern und Hoſenträgern vor ſich, an denen er etwas näht): Gehen Sie denn heute weg, Fräulein Mika?

Mika (ſitzt im Stuhl und lieſt).

Schwedtke: Nu, ich dachte, wieder ſo'n Vortrag mit Ihrer Mutter. Einmal bin ich ja auch mitgegangen, einmal!

Mika: Nein, wir haben nichts vor.

Schwedtke: Ich geh kegeln. Nächſten Sonntag iſt Stiftungsfeſt und Preisſchieben. Vergangenes Jahr habe ich ja die Schale da gewonnen; aber diesmal mache ich nichts, das ſage ich Ihnen vorher. Und dazu noch immer

das Reißen in die Schultern. (Pauſe.) Sagen Se ma kommt der Schmalzbold heute etwa wieder?

Mika: Aber, wen meinen Sie denn damit?

Schwedtke: Na, Ihren Freund, den zwiefachen Bürge dieſer Metropole.

Mika (ſpitz): Wenn Sie Herrn Berliner meinen, i iſt das auch mein Freund.

Schwedtke: Na, denken Sie meiner nicht? Der jung Mann iſt ja für mich einfach die Mandel auf'm Pfeffer kuchen. Nur einen Fehler hat er . . . einen Fehler. Si dürfen mir das nicht übelnehmen: — er iſt ſo zerſtreu

Mika: Das iſt mir noch nicht aufgefallen.

Schwedtke: Doch, doch, er vergreift ſich immer morgen beim Aufſtehen aus'm Bette.

Mika: Ich bitte!

Schwedtke: Beim Anziehen, wollte ich ſagen — e bindet ſich nämlich immer die Manſchette um den Hal ſtatt'n Kragen. Aber ſonſt iſt er ein guter Junge; e frißt keine Schuſterjungen und ſtippt keine Fenſterlade in'n Kaffee. Das Geld von dem Alten nebenbei, das möch ich ſchon haben. Drei Aufſichtsratsſtellen hat er. Be de Arnheimer, bei de Handelsbank und bei de Halleſche Maſchinen. Sie meinen nich?! — Ich kenn ihn doc ganz genau, Fräulein. Ein gefährlicher Burſche iſt e ein ſechsmal ausgekochter Menſchenbetrüger . . . Die haben' Jlück und unſereiner, ſowie er 'n Sechſer riskiert, verlie er und freut ſich, wenn er am Ende noch grade ſo aus'n Geſchäft rauskommt. Neulich . . . ich hab 'nen Ti und fixe mit meinem Freund Neumann Ahrenthaler; ei Stück zu $13^3/_4$. — Ich denke, machen wir das Geſchäft — und den nächſten Tag: $17^3/_8$, $17^3/_8$, verſtehen S

fräulein, einfach $17^{8}/_{8}$. Nee? Na, ich werde Ihnen das nal erklären.

Mika: Nein, wiſſen Sie, dieſe Börſendinge langweilen nich.

Schwedtke: Na meinen Sie vielleicht, mir ſind ſie ntereſſant? Nicht ſehen! Raus aus der Bank, ſowie es eht. Aber wie ſoll man denn zu was kommen, wenn nan nicht mal hin und wieder mal was wagt? (Pauſe.) Inglaublich is es doch, was ich bei'n Kegelſchieben für Hoſenträger zerreiße! — Unglaublich, was ich in einem Jahr an Hoſenträger verbrauche! Da kann ja 'ne ſieben-köppige Arbeiterfamilie zwei Monate von leben. Man chwitzt ſie nämlich ſo durch bei'n Kegelſchieben, Fräulein Nika. (Sie weglegend.) Aber jetzt gehen ſie doch wieder — wenigſtens drei Wochen.

Mika: Wenn ich Sie ſtöre, gehe ich in mein Zimmer.

Schwedtke: Nee, nee, bleiben Sie man! Betrachten Sie mein Zimmer durchaus als Ihr Eigentum. Ich habe ganz gern Geſellſchaft. (Nach einer Weile.) Was leſen Sie denn eigentlich da?

Mika: Das letzte Werk von der Doloroſa. Herr Berliner hat es mir gebracht.

Schwedtke: Von wem?

Mika: Von der Doloroſa.

Schwedtke: Kenn ich nich! Das iſt wohl aus dem Italieniſchen?

Mika: Nein, es iſt ein Pſeudonym.

Schwedtke: Och jut! Wie heißt es denn? (Sie zeigt es ihm.) „Ein weiblicher Don Juan." Na, das können Se mir doch auch mal geben, wenn Sie's ausgeleſen haben. Der Titel gefällt mir. Wie is's denn?

Mika: Ja, ſo weit ich es beurteilen kann, iſt es ein Arbeit, die als ein Markſtein in der Erſchließung de Pſyche des modernen Weibes ſeine Stelle behaupten wird

Schwedtke: Iſt es denn ſehr ſpannend? Wiſſen Sie jetzt leſe ich ja auch nicht mehr viel; — man hat nicht ſ die Zeit, — aber früher, als Junge, da bin ich ja wi verſeſſen aufs Leſen geweſen. Den janzen Cooper, de ganzen Willibald Alexis und Jules Verne — — de ganzen Jules Verne.

Mika: Aber der taugt doch nichts!

Schwedtke: Auch gut! Auch gut! Darum keine Feind ſchaft nicht! Sagen Sie mal, entſchuldigen Sie eine Frage Bringt Ihnen denn das etwas ein? — — — Es i nicht Neugier, aber es intereſſiert mich. In den dre Jahren, wo ich nu hier bei Ihrer Mutter wohne, — da mals waren Sie noch nicht ſo groß wie heute — da hab ich ja oft geſehn, daß Sie was weggeſchickt haben. Un auch oft, daß Sie was wieder gekriegt haben und auch daß Sie mal ſo 'n Heftchen bekommen haben, aber da ſie Ihnen Geld geſchickt haben, das habe ich nie bemerk . . . Na, ich bin ja auch nicht immer zu Hauſe.

Mika: O gewiß, Herr Schwedtke! Ein Einkomme kann ich das ja nicht gerade nennen; aber die lyriſche Beiträge werden immerhin gut von den Zeitſchrifte honoriert. Vor allem, wenn man wie ich ſchon etwa bekannt iſt, ſo liegt es ja den Redakteuren daran, eine feſtzuhalten. Herr Berliner will mir ja jetzt einen Ver leger für meine „Feuerlilien und Dornen" ſuchen; er ſteh ſchon in Unterhandlung. Nur ſcheint mir das Honor nicht angemeſſen. Er iſt ja überzeugt, daß ich Au ſehen erregen werde.

Schwedtke: Neulich, Fräulein, habe ich hier bei Ihnen ıch ſolch Gedichtbuch gefunden — ich hab's ja nicht ganz ɛleſen — dazu habe ich keine Zeit — ich habe nur ſo ɛin geſehn. — Na wiſſen Sie! Nehmen Sie's mir nicht bel!! Man kann ja ſchon manches vertragen und man iſt ı auch kein Engel, aber das, das jing doch ein bißchen ıu tief in die Details. — Schreiben Sie denn auch ſo ɔas?

Mika: Und wenn ich es täte, Herr Schwedtke . . . ɔollen Sie mich verurteilen? Man iſt doch kein Kind! Wir ſind doch Gottlob keine Gouvernanten mehr, die Kin= ɛer für die Ehe und das Leben verdummen müſſen, und chreiben für keine Familienblätter.

Schwedtke: Wiſſen Sie, Fräulein Mika, wie Sie das ılles ſo ſagen können! — Wirklich, es iſt ſchade, daß Sie ein Mann geworden ſind! Sie hätten gewiß ſtudiert! In ɔie Bank haben wir auch ſo einen, der Menſch redt wie n Buch. Man weiß ja nicht, was er will. Ich hab mal ;wei Jahre mit ihm zuſammen in der Effektenkaſſe ge= ırbeitet. Er war ein anſtändiger Kollege — alles was :echt iſt — bei jeder Gelegenheit hat er 'ne Lage ſpen= ɔiert.

Mika (nach einer Pauſe): Darf ich Ihnen vielleicht etwas von meinen letzten Arbeiten vorleſen? — „O meine weißen Roſen, wie in Lorbeerhainen die leuchtenden Leiber ſchlanker Epheben!"

Schwedtke: Ach nee, liebſtes, beſtes Fräulein, nehmen Sie's mir nicht übel, nee, nee, nee! Ein anderes Mal gern, ſehr gern, aber ich bin heute ein bißchen abgeſpannt, das geht jetzt auf Ultimo. Ich kann jetzt nicht ſo recht folgen. Sie dürfen wir das nicht übel nehmen, aber ich

muß den ganzen Tag über meinen Kopf genug anstrengen Nee, ein ander Mal gern. (Schnell.) Sagen Sie ma finden Sie denn das recht von Ihrer Frau Mutter — nun ja — sie hat ja nichts zu tun — das ist richtig — aber mit den ewigen Vereinen und den Vorträgen un mit der Bewegung und dem Kartell und der Ethische und dem Jugendschutz und dem Stimmrecht und weiß de Deibel — Seien Se mal ehrlich! Finden Sie denn, da da was bei rauskommt? — Das Ganze ist: Sie nehmen den Männern, die schon nichts haben, auch noch das Stückchen Brot weg.

Mika: Ich werde mich darüber nicht mit Ihnen streiten, denn wir würden doch nicht zusammen kommen

Schwedtke: Und das kann ja Ihrer Frau Mutte nicht gesund sein. Seit Vormittag um zehn Uhr ist s nun weg, draußen bei dem nassen Wetter; und jetzt ist hal sechse. Haben Sie denn schon Mittag gegessen? Nee Ihnen muß doch auch schon ganz wabblig sein? (Es klingelt.) Sehen Se, wenn man vom Wolf spricht . . .

Mika: Nein, Mutter klingelt doch immer zwei Mal (Geht öffnen.)

Schwedtke (zieht das Buch heran, das liegen geblieben ist. Für sich): Das is 'ne Wirtschaft! Das ist 'ne Wirtschaft hier!

Herbert (beim Eintreten): Ach Fräulein, hier bringe ich es Ihnen. Es ist Henry Lichtenberger, eine einfache, leichtverständliche Darstellung von Nietzsches Lehre oder mehr nur eine allererste Einführung.

Schwedtke: Zwiefacher Bürger dieser Metropole — seien Sie mir jejrüßt! Wie geht es dero Gesundheit?

Herbert (wirft seine nassen Sachen über einen grünen Plüsch-

ſtuhl): Sie können nicht glauben, Mika, wie ich dieſes Wetter wie heute liebe! Alles trieft und glänzt und ganz ſtill ſingt ſo der Regen dazu — das tut gut. Das tut gut. Wie ich vergangenen Oktober in Florenz war, wiſſen Sie, bin ich abgereiſt, einfach abgereiſt, weil ich den Sonnenſchein auf die Dauer nicht aushalten konnte. Können Sie das verſtehen? Können Sie ſich da hinein verſetzen? Ich habe eine ſchwärmeriſche Liebe für dieſe Art naßkaltes Wetter, wenn die ganze Welt nach vermoderndem Laub riecht. Seit drei Uhr gehe ich nun ſchon draußen ſpazieren. Können Sie begreifen, wie wunderbar das iſt, dieſe lebendige Regeneinſamkeit? Und eine Beleuchtung jetzt da draußen! Sauſein, pöbelhaft famos. Ein Grünviolett! Ein Grünviolett — einfach berauſchend! Mika!

Schwedtke (nimmt die Sachen und hängt ſie an den Riegel): Sagen Sie mal, mein Beſter, warum ſchmeißen Sie denn immer Ihre naſſen Sachen auf meinen Stuhl, — he? Für 'n gebildeten Menſchen iſt das doch wirklich keine Art!

Mika: Wenn wir Ihnen hier läſtig ſind — —

Schwedtke: Bleiben Se man hier, Fräulein Mika, drin iſt ja doch nicht geheizt! — — aber ich habe ja nichts dagegen, junger Freund, Sie müſſen das nicht gleich ſo auffaſſen — Sehen Sie, aber bei *mir* muß das ordentlich ſein — es ſtört mich, wenn naſſe Sachen auf'm Stuhl rumliegen.

Herbert (milde): Und darum zerreißen Sie mir die Stimmung, Sie Ziegenhirt! Ich möchte heute alle Welt mit der Glut meines Sonnenherzens überſchütten, und Sie kommen mir mit Ihren naſſen Sachen dazwiſchen.

Schwedtke: Bedaure, es ſind *Ihre* naſſen Sachen!

Herbert (ſehr milde): Gut, ſehr gut! Aber laßt uns das Kriegsbeil vergraben und die Friedenspfeife in Brand ſetzen. Morris, lieber Freund, Morris! Ich rauch jetzt nur Morris! (ſie herumbietend) Mika?

Schwedtke: Wiſſen Sie, Herr Berliner, wie Ihr Vater in den letzten Tagen in Ahrenthalern liegt?

Herbert: Ahrenthaler — ach — Reden Sie mir nur nicht davon — das iſt ja ſcheußlich — meinen Sie, ich werde ein ſo unmoraliſches Inſtitut wie die Börſe auch nur mit meinem Intereſſe unterſtützen? Wenn es Ahrenfelder geben muß — gut — das iſt eine Sache, für die der Nationalökonom aufzukommen hat; aber beläſtigen Sie, bitte, mich nicht damit! Nein, mich nicht! Ich habe wirklich an etwas anderes zu denken, wie an Ahrenthaler. Sagen Sie, mein Lieber, bin ich vielleicht dazu da, mich auch noch um das feilſchende Geſindel zu bekümmern?

Schwedtke: Alſo er hat keine Ahrenthaler gefixt. (Indigniert:) Auch gut! — Da werde ich ſchon wieder mein Geld verlieren.

Herbert: Ich ſagte Ihnen doch, ich weiß es nicht.

Schwedtke (indigniert): Ich wer' ſchon wieder mein Geld verlieren — das kenn' ich! Denn, wenn es eben wäre, dann würden Sie es ja auch wiſſen.

Herbert (währenddeſſen): Mika, Sie müſſen die Haare offen tragen, locker, nur von einer meergrünen Schnur gehalten.

Mika: Es iſt zu unbändig dazu. — Ich würde ja ſonſt gewiß ſo gehn . . . wenn es Ihnen gefällt.

Herbert: Sie haben ſchönes Haar, Mika, ich glaube, es würde kniſtern, wenn man darin wühlte. Ich ſtelle mir

etzt vor, wie ich mit meinen ſchmalen Fingern leiſe darüber hinſtreiche und mich ein Mantel von Duft umfängt.

Schwedtke: Na hören Sie mal, Sie werden ja ordentlich geiſtreich!

Herbert: Geiſtreich? — Ich? — Nein! „Ach, des Geiſtes wurde ich müde, als ich auch das Geſindel geiſtreich fand.“ Wiſſen Sie, wer das ſagt, Mika? Nein?! Sehen Sie, hier in dieſem, in engliſchem Maroquinleder gebundenen Bändchen iſt es zu leſen. Von dieſem Baum der Erkenntnis dürfen Sie auch noch eſſen; wenn Sie ſo weit ſind, — nicht eher. Es iſt eine gefährliche Speiſe für die kleinen Geiſter, — gefährlicher noch für die großen. Ich trage es jetzt immer bei mir, dieſes Bändchen. Nachts liegt der Zarathuſtra ſogar unter meinem Kiſſen... denken Sie, Mika!

Schwedtke (der Berliner währenddeſſen eine Weile beluſtigt betrachtet hat): Was Sie für 'ne ungemein ulkige Weſte da haben?!

Herbert: Ja, ich habe einen Krawattenſtoff gewählt. Ich verſtehe, daß Sie das in Erſtaunen ſetzt. Oder meinen Sie vielleicht die ſchrägen Taſchen und den runden Schnitt? Das iſt meine *eigene* Angabe. Eine Weſte mit geraden Taſchen iſt mir ſtets eine Infamie, eine perſönliche Beleidigung geweſen. Sie bereitet mir einfach phyſiſche Schmerzen. Aber davon können Sie, Herr Schwedtke, ja nichts verſtehen —, in Ihrer ſchon mehr grotesken, äſthetiſchen Bedürfnisloſigkeit.

Schwedtke (beluſtigt): Nun ja, nun wollen wir aber mal die Lampe anzünden, damit alle die neue Weſte auch beſſer bewundern können (er läuft hin und her:) Unglaublich, wie früh es jetzt ſchon wieder dunkel wird! Unglaublich! Die iſt doch ſchon wieder mal nicht aufgegoſſen, ſchon wieder

mal ausgebrannt. Fräulein! Na laſſen Sie, ich gieße ſie ſchon allein auf. Das iſt unglaublich, was ich hier an Petroleum verbrauche, da kann ja 'ne ſiebenköppige Arbeiterfamilie — —

Herbert (während Schwedtke die Lampe anzündet): Jetzt kriegt es dieſer anatoliſche Ziegenhirt fertig und macht Licht. Die Dämmerung, die einzige Stunde, da wir leben, zerreißt er auch noch mit ſeinen brutalen Fingern. (Herbert legt ſich aufs Sofa und deckt die Hand über die Augen.)

Mika: Ach, aber warum denn ſchon die Lampe, Herr Schwedtke?

Schwedtke: Warum de Lampe?! Na . . . ich möchte nicht wiſſen, was Ihre Mutter ſagt, wenn ſie uns drei hier im Dunkeln finden würde. (Pauſe.) Eine Frage, Herr Berliner, Ihr Vater iſt doch im Aufſichtsrat der Handelsbank?

Herbert (ſchnell): Möglich, möglich, aber ich bin daran unſchuldig! Ich habe Ihnen ſchon öfter geſagt, daß ich mich mit meinem alten Herrn nicht ſtehe. Ich habe ſelbigem noch vorgeſtern klar und deutlich zu verſtehen gegeben, daß ich mich prinzipiell nicht um ſeine Sachen kümmere. Alſo möchte auch er die Gewogenheit beſitzen und ſich nicht um die meinen kümmern.

Schwedtke: Ich möchte nämlich gerne wiſſen, ob —

Herbert: Ich begreife gar nicht, warum Sie mir immer mit dem alten Herrn kommen!

Schwedtke: Na — Und was hat denn Ihr Herr Vater da geantwortet?

Herbert (erregt vom Sofa): Aber verzeihen Sie, ich kann doch nichts dafür, das dieſer Mann zufällig mein Vater iſt? Können Sie denn nicht begreifen, daß bei fehlender Intereſſengemeinſchaft die Bande des Blutes etwas

ſt, was überwunden werden muß?! Meinen Sie, der Mann hat einen Schimmer von einer Ahnung von dem, was in mir vorgeht?! Meinen Sie, er nimmt ſich auch nur die Mühe, ſich mit mir zu verſtändigen . . . Mir zu folgen?! Es iſt ja lächerlich, ich bin in meinem eigenen Hauſe völlig vereinſamt, ſo ſeelenverlaſſen bin ich, als ob ich botokudiſch mit Ihnen ſchnalze. Ach, das iſt ja oft zum Heulen! — Hier, hier iſt wenigſtens der einzige Ort, wo ich mich leidlich wohlfühle.

Mika: Ich kann das verſtehen.

Herbert: Ja Sie — Und ſagen Sie, geht es Ihnen denn hier anders? Empfindet denn Ihre Mutter, was in Ihnen vorgeht —?

Schwedtke: Na wiſſen Se, Sie können ſich doch Beide nicht beklagen? Wenn einer — ſozuſagen — allein iſt, dann bin ich es. Seit meinem ſechzehnten Jahre, wo mich der Vormund — — — und jahraus, jahrein unter fremden Leuten —

Herbert: Aber ſo verwechſeln Sie doch dieſes triviale Alleinſein, das uns manchmal Genuß und Bedürfnis iſt, nicht mit der Vereinſamung, die wir empfinden können. Wenn Sie Kegelſchieben gehen oder auf der Bank arbeiten, oder wenn Sie in den Armen des Weibes liegen, ſo ſind Sie eben nicht allein, während wir unſern Käfig auch da überall hin bis in die Arme des Weibes mit uns ſchleppen. (Es klingelt zweimal.)

Schwedtke: Man gut, daß wir eben die Lampe angezündet haben!

Mika: Das iſt aber jetzt beſtimmt Mama! (Ab.)

Herbert (vom Sofa aus): Sagen Sie mal, Herr Schwedtke, ich möchte Sie was fragen: Haben Sie auch

immer ſolche Rückenſchmerzen hier hinten? Es iſt mi als ob ich durch alle Knochen weine. Ich habe ſtets ein Scheu gehabt, mich einem Arzte zu offenbaren. Meine Sie, daß das was Ernſtliches zu bedeuten hat?

Schwedtke: Ach nee, das iſt jar niſcht! Das kenn ich ſchon lange. Sie ſitzen zu viel. Sie müſſen eben auc Karlsbader Salz trinken. Ich tue das ſchon ſeit Jahre jeden zweiten Morgen. (Frau Bauer und Mika kommen.

Frau Bauer: Guten Tag!

Herbert: Ach guten Tag, Frau Bauer!

Mika: Das iſt aber ſpät geworden, Mama!

Frau Bauer: Ja, das war auch eine ſehr erregt Sitzung heute .... Aber Mika, warum biſt Du den mit Herrn Doktor nicht hereingegangen? Verzeihen Si ich ſage immer Herr Doktor. — Du weißt, daß ich nicht liebe, wenn Du Herrn Schwedtke ſtörſt!

Schwedtke (kleinlaut): Ach nu bleiben Se man ſchö hier. Drin iſt ja nicht geheizt; und das macht mir wirkli gar nichts aus. Ich habe gern ein bißchen junges Volk u mich, Frau Bauer, ich fühle mich dann ſo als der Würdig

Frau Bauer: Ja, und für dich, Mika, habe ich ein Überraſchung!

Mika: Ach, du haſt mir gewiß ein Rebhuhn zu Mittagbrot mitgebracht?

Frau Bauer: Wie — du mein armes, gutes Kind haſt noch nichts zum Mittag gegeſſen?! Ich ja eigentli auch nicht. Ich habe nur ſchnell im Klub 'ne Portio Goulaſch hinuntergewürgt, während einer Beratungspau — (Plötzlich ärgerlich.) Aber ich begreife nicht, du hätte dir doch wirklich etwas nehmen können!

Mika: Aber, Mama ... es iſt ja nichts dageweſe

Frau Bauer: Na, dann hätteſt du dir wenigſtens doch was holen können?!

Mika: Aber . . . ich habe doch kein Geld gehabt!

Frau Bauer: Dann läßt man es eben mal vom Kaufmann anſchreiben!

Mika: Mama, Du weißt doch, warum ich das nicht mehr gern tue! —

Frau Bauer: Ach was — Na, wir eſſen ja bald Abendbrot!

Schwedtke: Vorher, meine ich, könnten wir doch noch Kaffee trinken!

Frau Bauer: Richtig! Ja, Mika, ich bin auch ganz durchgefroren. Mach draußen Feuer an!

Schwedtke: Na, laſſen Sie man ſchon, Fräulein, das geht ja auf meiner Maſchine viel ſchneller. Sehen Sie — ſo — (holt Waſſer vom Waſchtiſch und gießt es in die Maſchine) — und Spiritus iſt noch drin. Das werden wir gleich haben!

Frau Bauer: Ja, Mika, du fragſt mich doch gar nicht, was ich für eine Überraſchung für dich bringe?

Mika: Ach —

Frau Bauer: Alſo, höre gut zu! Das Mädchen von der Rat Gieſicke hat geſtern ein Kind bekommen —

Mika: Aber Mama!

Herbert (vom Sofa dumpf): Alles am Weibe hat eine Löſung!

Frau Bauer: Und deshalb iſt die Gieſike im letzten Augenblick von ihrer Entſendung zur Generalverſammlung der fortſchrittlichen Frauenvereine zurückgetreten; denn ſie meint: es ſähe doch ein wenig zu komiſch aus, wenn ſie den gelähmten Mann ganz allein zu Hauſe ließe. Alſo

— wie dem ſei — wir ſaßen da! — Vertreten mußten wir ſein, — deswegen alſo die plötzliche Verſammlung Hals über Kopf einberufen — und das Ende vom Liede: Einen Sprecher mußten wir haben, vor allem bei der Proſtitutionsfrage und bei dem Moralunterricht... Alſo, ſie ſchicken mich heraus nach Hamburg vor die Öffentlichkeit. Ich habe mich natürlich geſträubt, geſagt, daß Andere, Würdigere und Ältere da beſſer ihren Mann — Verzeihung! — ihre Frau ſtellten: — Es hat nichts geholfen.

Mika: Ach, da reiſt du fort, Mama?

Schwedtke: Na, da gratuliere ich Ihnen ja zu der janz beſondern Ehre!

Frau Bauer (dankt): Ja, Mika, und ich habe gleich nach Breslau depeſchiert, daß du morgen früh zu Tante Agathe kommſt.

Schwedtke: Und mich laſſen Sie allein hier, Frau Bauer? Das finde ich wirklich wenig freundlich von Ihnen!

Mika: Aber warum ſoll ich denn zu Tante Agathe?

Frau Bauer: Du weißt doch, daß ſie mir noch vor Pfingſten das Verſprechen abgenommen hat, dich zu ihr zu ſchicken!

Mika: Aber ich kann doch ebenſo gut hierbleiben... die paar Tage!

Frau Bauer: Wenn deine Mutter, die dir wohl will, und die dir nie zu nahe tritt, es ſagt, ſo ſei verſichert, mein Kind, daß es ſeinen Grund hat.

Schwedtke: Wiſſen Sie, Frau Bauer, daß mich dieſer Mangel an Vertrauen beleidigt? Ich bin ſonſt ein freundlicher Menſch . . ., aber ſo was kann mich ſcheußlich ärgern! (Ab.)

Frau Bauer (ihm nachrufend): Sie verſtehen mich

ſch, durchaus falſch, Herr Schwedtke. Es ſoll dies keines-
gs ein Mißtrauensvotum gegen Sie ſein. Meinetwegen
ıiß nicht! Aber was ſollen die Leute —?

Schwedtke (ſich umdrehend): Ich denke doch, Sie fühlen
ch darüber erhaben!

Frau Bauer: Verzeihen Sie, um mich dreht es ſich
r nicht.

Schwedtke: Ach ſo. . . . Aber warum ſagen Se denn
ıs nich jleich?! (Ab.)

Frau Bauer: Nun entſcheiden Sie, Herr Doktor:
n ich denn das als Mutter nicht einfach dem Rufe
einer Tochter ſchuldig? Gewiß, ich bin überzeugt, es
t unnötig. Dafür bin ich es, die die Erziehung meiner
ochter geleitet hat. Aber ich kann es trotzdem nicht
agen, ſie dem Gerede der Leute auszuſetzen, Herr Doktor!
Man mag ſo frei über derartige Dinge denken wie man
ill. Wir leben nun einmal in Deutſchland und nicht in
merika und darauf muß Rückſicht genommen werden.
:atürlich, wenn wir hier amerikaniſche Verhältniſſe
ätten, ſeien Sie verſichert, Herr Doktor, ich wäre die
:ſte — —

Herbert: Sie haben recht. Es iſt auch durchaus
icht unſer Los, Fliegenwedel zu ſein.

Frau Bauer: Ja dieſer Schwedtke, er nimmt ſich zu
iel heraus. Er tut wirklich, als ob er zu uns gehörte.
Was geht ihn das an, wenn meine Tochter fortreiſt. Ich
:age Sie, Herr Doktor, was geht ihn das an?! Ich habe
ym mein Zimmer vermietet. Gut! Und kann es ihm jeden
Tag wieder kündigen . . ., jeden Tag. Meine Tochter iſt
icht ſeine Dienſtmagd. Dafür kommt morgens die Aufwar-
ung. Ich begreife nicht, was er ſich darum zu kümmern hat.

Mika: Aber warum soll ich denn nach Breslau?

Frau Bauer: Sei versichert, mein Kind, daß dein Mutter dich nie zu einem Schritte veranlassen wird, von dessen Notwendigkeit sie nicht überzeugt ist.

Herbert: Lassen Sie, Mika, es ist nun einmal nicht von der Hand zu weisen; es hat etwas Gutes. So ein neues Milieu, ein neuer Stadtcharakter, das sind für den produzierenden Menschen Dinge von ungemeiner Bedeutung. Mir wenigstens ist das notwendiges Bedürfnis als Anregung zum Schaffen.

Frau Bauer: Siehst du, der Herr Doktor stimmt mir auch zu.

Mika: Ich finde es aber unrecht, der Tante Agathe, die sich selbst so quälen muß, noch bei alledem auf der Tasche zu liegen.

Frau Bauer: Was das in einem Haushalt schon ausmacht, ob einer mehr oder weniger mitißt!

Herbert: Ich bin auch der Meinung, Mika, daß derartige altruistische Regungen für unser Handeln nicht bestimmend sein dürften.

Frau Bauer: Ach, lieber Herr Doktor, Sie sind ein junger Mann aus gutem Hause und Sie können den Ärger und die Schererei des Mittelstandes nicht ermessen, die er mit den Vermietungen hat. Natürlich, angenehm ist es nicht. Aber was soll ich mich denn schämen, es einzugestehen: Ich bin eben auf diesen kleinen Zuschuß zur Pension und zu den Zinsen angewiesen. Ich hätte ja diesem Schwedtke schon zehnmal gekündigt, wenn er nicht so streng pünktlich zahlte. Ich sage mir: mehr kann ich nicht verlangen. Wer weiß, wen ich dann bekomme. Alter ich kann versichern, Herr Doktor: er bringt mich manch-

mal zum Rasen, dieser brave Schwedtke. Er ist ein Idiot, ein kompletter Idiot. Ein Mensch, für den etwas Höheres in dieser Welt nicht existiert. Ein Mensch, dessen Horizont nur so weit, wie seine Kegelbahn reicht. Man möchte mal gern jemanden haben, mit dem man diese oder jene Frage ventilieren kann. Man versucht es auch leider immer wieder. Vollkommen renonce!

Herbert: Sie haben ganz recht, Frau Bauer, jener Ehrenbürger ist ein vollendeter Ziegenhirt.

Frau Bauer: Und ich kann Ihnen nur sagen, sein moralisches Leben ist auch nicht ganz einwandsfrei! Bestimmte Beweise habe ich ja noch nicht dafür — denn dann würde ich ihn ja nicht eine Stunde länger in meinem Hause dulden. Aber ich sage Ihnen, er erfrecht es sich sogar, meiner Tochter nachzustellen.

Mika: Ach, Mama, ich weiß gar nicht, wie du so etwas reden kannst! Das müßte ich doch auch merken.

Frau Bauer: Du natürlich siehst so etwas nicht! Und ich weiß wohl, daß du noch viel zu unerfahren bist, um so etwas zu spüren. Aber sei versichert, mein Kind, daß das Auge einer Mutter sich in solchen Dingen nicht täuscht.

Herbert: Dieses moralische Schwein!

Frau Bauer: Nun, das ist ja völlig ohne Gefahr. Bei der Erziehung, die ich meiner Tochter gegeben habe, ist für ihn auch nur der Schatten eines Erfolges ausgeschlossen. Es ist lächerlich, daß dieser Mann sich das einbildet. (Man hört schließen.)

Frau Bauer (schnell während Schwedtke eintritt): Sagen Sie, Herr Doktor, ich hörte neulich einen glänzenden und tiefen Vortrag bei Paulsen, über die Grundprobleme der

Ethik. Haben Sie schon einmal Paulsen an der Univer
gehört?

Herbert: Ebenso gut könnten Sie mich fragen, F
Bauer, ob wir noch heute in der Triasformation le
Nein, ich habe ihn nicht gehört. Ich bin doch kein Masto
Man hört Simmel — und auch das ist unnötig.

Schwedtke: Na, Fräulein Mika, tragen Sie man s
die Tassen rein. Warten Sie, ich hab Ihnen auch
was mitgebracht, damit Sie nicht bis zum Abend hun
brauchen. Billerbeck hatte gerade so schönen Kalbsbra
und da habe ich ein Viertelchen für Sie mitgenomm

Mika: Ach, das ist aber zu liebenswürdig von Ih

Schwedtke: Aber das ist doch nicht der Rede w
Das tue ich ja wirklich gern für Sie.

Frau Bauer: In der Prostitutionsfrage werden
sehr interessante Resolutionen gefaßt werden. Vor all
wird unsere Gruppe Anschluß an den Verein zur Bekäm
fung — —

Schwedtke: Na, wissen Sie, das können wir ja na
her unter uns besprechen. (Mika ab.)

Frau Bauer: In diesem Hause, Herr Schwedtke, w
kein Gespräch geführt, das meine Tochter, ohne zu erröt
nicht auch mit anhören könnte.

Herbert: Werter Schwedtke, Sie sind doch sonst ni
von einer so jungfräulichen Ohrenkeuschheit! Es kommt d
ganz auf die Art, den Takt und die Absicht an, mit
diese Fragen erörtert werden.

Schwedtke: Na ja, das mag ja sein, aber ich lie
das nun einmal nicht. Vielleicht besitze ich eben den T
nicht. —

Frau Bauer: Da haben Sie recht. Da haben S

anz recht, Herr Schwedtke — — — Ich bin zu be-
heiden, um zu widersprechen.

Mika (mit den Tassen).

Frau Bauer: Aber, Mika, warum bringst du denn
ie Barttasse von Papa mit?

Mika: Na, du hast doch gestern selbst die vierte Tasse
aputt geschlagen!

Frau Bauer: Ach richtig! Ja! Ich wollte ja schon
ine neue kaufen. — Na, Herr Schwedtke, Sie liegen wohl
n der Hausse, daß Sie hier so viel Kuchen anfahren?

Schwedtke: Im Gegenteil — Ich sage mir nur, was
ann das schlechte Leben nützen? So oder so pleite! Na,
Fräulein, wie ist denn der Kalbsbraten?

Mika: Ganz vorzüglich!

Schwedtke: Un, sehen Sie, ich sag es Ihnen ja immer.
Man kann eben nur bei Billerbeck kaufen. 'n Groschen
eurer und 'ne Mark besser.

Frau Bauer (kostet ein großes Stück): Nun, ich finde
hn auch nicht besser, als den bei Großer.

Herbert: Wissen Sie, Mika, es gibt da beim Hof-
konditor Daenke einen Kuchen, so'n kleines, altmodisches
braunes Zeug, der schmeckt genau wie Großmutters gute
Stube: nach Reseda und Orangeblüten, — den muß ich
Ihnen wirklich mal nächstens mitbringen.

Schwedtke: Na, das muß aber nach Ihrer Beschrei-
bung ein janz ungemein ulkiger Kuchen sein!

Herbert (ernst): Ich werde hier in diesem Hause nichts
mehr reden!

Schwedtke (auffahrend): Na, entschuldigen Sie mal,
ich habe doch gar nichts —

Herbert: O!

Schwedtke: Wenn Sie zu mir Ziegenhirt ſagen, — natürlich! Sie denken wohl, ich bin auch ſo einer, de meint, es regnet, wenn man ihm ins Geſicht ſpuckt? Nee ſo eener bin ich nich, junger Mann!

Herbert: Ich begreife den Ton nicht. Herr Schwedtke Sie wiſſen wohl nicht, mit wem Sie reden?

Schwedtke: Jawohl, das weiß ich, das weiß ich! Ganz genau weiß ich es! Sie ſind in meinen Augen ein junger Mann, ein ganz junger Mann ſind Sie! Freuen Sie ſich, daß ich nicht noch mehr ſage!

Herbert: Und wenn Sie's wiſſen wollen, Sie ſind ein Froſch, ein durchaus vulgärer Froſch in meinen ſchönen Augen!

Schwedtke: Das Wort nehmen Sie zurück!

Frau Bauer: Aber Herr Schwedtke — meine Herren!

Mika: Aber Herbert!

Herbert (ſtampfend): Wozu gibt es nur dieſe Maden im Lebensbrot?

Frau Bauer: In meinem Hauſe bin ich dieſen Ton nicht gewohnt, meine Herren! Seien Sie ruhig! Beruhigen Sie ſich, Herr Doktor! Nicht hier! Und Sie, auch Sie, Herr Schwedtke, möchte ich bitten!

Herbert: Sehr peinlich, meine Damen! . . . muß wirklich um Entſchuldigung bitten!

Mika: Aber Herbert!

Schwedtke: Na, dann wollen wir uns man auch wieder vertragen, Herr Berliner!

Herbert: Ich habe mich nicht mit Ihnen geſtritten!

Schwedtke: Sie kommen nachher mit mir kegeln, und wir trinken bei dieſer Gelegenheit gleich einen Verſöhnungsſchoppen!

Herbert (mitleidig): Ich habe leider ſchon etwas anderes heute abend vor. Später einmal gern!

Schwedtke: Mehr wie auffordern kann ich Sie ja nicht!

Frau Bauer: Ich fürchte, das wird in Hamburg heiß hergehen. Die Gegenſätze werden gehörig aufeinander prallen. Aber das ſchadet nichts. Ohne das kommen wir nicht weiter. Vor allem wäre es ja wichtig, wenn die maßgebenden Geſichtspunkte der Proſtitutionsfrage endlich einmal ins Rollen kämen — — Aber ich werde ſchon der Katze die Schelle umhängen!

Schwedtke: Na, meinen Sie denn, daß Sie gerade darin die Welt ändern werden? Gerade darin?!

Frau Bauer: Aber, lieber Herr Schwedtke! Darauf kommt es ja gar nicht an, vorerſt. Außerdem iſt das Sache der ſozialen Hilfsarbeit. Das Wichtigſte iſt, daß wir Frauen uns untereinander einmal ausſprechen.

Herbert: Vorerſt muß ein intellektueller Sieg errungen werden, Herr Schwedtke!

Frau Bauer: Nebenbei, ehe es zu ſpät wird: wir müſſen ja noch packen. Ich fahre zehn Uhr fünfzehn Minuten. Dein Zug geht um elf Uhr fünfundfünfzig Minuten von der Friedrichſtraße. Es wird ja fürchterlich voll in Hamburg werden . . . Himmel und Menſchen.

Mika (nach dem Abräumen): Ja, Mama, ich muß dann den Koffer vom Hängeboden holen.

Schwedtke: Ach laſſen Sie, den werde ich Ihnen ſchon runter reichen.

Frau Bauer: Herr Doktor hilft dir ebenſo gern dabei.

Herbert: Nein, darin iſt wohl Schwedtke eher der Mann. Ich habe von Jugend an eine nicht zu überwindende Idioſynkraſie gegen Leitern.

Schwedtke: Na, Fräulein Mika, laſſen Sie man, ich reich 'n Ihnen runter!

Mika: Ach, ich könnte es ja auch allein, Herr Schwedtke —

Schwedtke: Nee, nee — nachher fallen Sie mir von'n Gerüſte, Fräulein Mika! (Beide ab.)

Frau Bauer: Nun, Herr Doktor, urteilen Sie ſelbſt! Habe ich nicht recht, wenn ich meine, daß er ihr nachſtellt? Habe ich da zuviel geſagt?

Herbert: Sie *haben* recht, Frau Bauer!

Frau Bauer: Wiſſen Sie, Herr Doktor, freuen tue ich mich ja auf die ſcharfe Kritik, die an der Arbeit der männlichen Sittlichkeitsvereine geübt werden wird.

Herbert: Ganz richtig, auch ich halte dieſe Beſtrebungen für ein Nonſens, für einen Widerſpruch in ſich ſelbſt.

Frau Bauer (bewundernd): Es iſt doch eigentlich zu bedauern, Herr Doktor, daß Sie eine Intelligenz wie die Ihrige nicht in unſern Dienſt ſtellen wollen.

Herbert: Vielleicht ſpäter einmal, Frau Bauer. Fürs erſte glaube ich, noch ein *wenig* an mir ſelbſt arbeiten zu müſſen. Und jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte. Was mich auch bis heute von der Bewegung fernhält, iſt der Altruismus. Und ich könnte auch nicht draußen ſtehen. Das hielte ich nicht aus! Meine Seele iſt ſo fein, ſie krümmt ſich, wenn ein weher Hauch ſie trifft.

Frau Bauer: Entſchuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche! Wie fanden Sie denn dieſe Unverſchämtheit des Schwedtke mit dem Kalbsbraten? Ich habe gar keine Worte dafür. Es ſieht doch wirklich aus, als ob er notoriſch darauf ausgeht, *mich* vor den Augen meiner Tochter bloßzuſtellen. Von dem Benehmen Ihnen gegenüber ganz zu

hweigen. Aber ich verſpreche Ihnen hoch und heilig, ich indige dieſem Menſchen. Ich bin nicht diejenige, die ſich ne derartige Behandlung auf die Dauer bieten läßt. Da rt ſich dieſer gute Schwedtke aber ganz gewaltig.

Herbert: Ich habe ſchon oft Ihre Langmut bewundert!

Frau Bauer: Da fällt mir ein. Herr Gott, die Septemberzinſen ſind ja noch immer nicht eingegangen. Ich erwarte ſie jeden Tag und die Reiſe wird auch wieder — — Aber ich muß doch Mika fortſchicken — — Würde es Ihnen vielleicht, Herr Doktor, etwas ausmachen, wenn Sie mir bis zum Erſten vierzig Mark . . .

Herbert: Gnädige Frau, es wäre mir wirklich eine Freude bei den vielen Liebenswürdigkeiten, die ich in Ihrem Hauſe — — Aber es iſt lächerlich, ich habe kein Verfügungsrecht. Mein Vater verlangt, daß ich mit einem Wechſel von dreihundert Mark auskommen ſoll. Und der alte Herr tut dann noch erſtaunt, wenn ich Schulden mache. Ich bin augenblicklich wirklich ſo vollkommen ausgebrannt, wie ein Mondkrater, Frau Bauer!

Frau Bauer: Nun, das iſt ja freilich nicht übermäßig viel. Ich meinte auch nur ſo! Es wird natürlich auch ohne das gehen!

(Schwedtke und Mika mit dem Koffer.)

Schwedtke: Na, hier bringen wir ihn!

Frau Bauer (mißtrauiſch): Ihr ſeid doch ſo lange geblieben?

Schwedtke: Lange?! Na ja — wenn Sie aber etwa meinen, daß er auf dem Hängeboden war, ſo ſind Sie ſchief gewickelt, — oben, ganz oben auf den Boden war er!

Mika: Ja, ich dachte auch erſt nachher dran.

Frau Bauer: Macht es Ihnen etwas aus, Herr

Schwedtke, wenn wir hier packen? Ich frage nur, weil das Kleiderſpind hier ſteht.

Schwedtke: Nee, nee, gewiß nicht, tun Sie man ganz ruhig, als ob Sie hier zu Hauſe wären.

Frau Bauer: Mika, nimm dann doch mal das braune Reiſekleid heraus! Sehen Sie, Herr Doktor, das habe ich jetzt über fünf Jahre, und ſchon Reformkoſtüm! Ich war wohl eine der erſten in Deutſchland, die dieſe Tracht in Wort und Tat als eine Erlöſung begrüßte. Ich gebe ja zu, Herr Doktor, die Reformkleider paſſen nicht für jeden und jede Figur. Ich gebe das zu. Aber für mich könnte ich mir nichts Vorteilhafteres wählen. Was bringſt du denn da an, Mika? Strümpfe? Ach nein, das iſt wohl, glaube ich, unnötig. Es dauert ja nur fünf Tage. Und da . . . aber Mika! Die Kombinations, die brauchſt du auch nicht einzupacken, die hänge nur ſchnell wieder weg.

Herbert: Kann ich Ihnen vielleicht irgendwie helfen, Mika?

Mika: Ach nein, lieber nicht, Herr Berliner.

Herbert: Ich bin aber eine in weiteſten Kreiſen anerkannte Autorität auf dem Gebiete des Koffer packens.

Mika: Sage mal, Mama, ich kann dein Reiſenecessaire nicht finden!

Frau Bauer: Das muß doch unten im Schub —

Mika: Da habe ich ſchon vorhin nachgeſehen!

Frau Bauer: Da auch nicht? Es iſt unglaublich, ich muß auch alles, alles in dieſem Hauſe ſelber tun. Ich habe an einer erwachſenen Tochter gar keine Hilfe. Und ich bin nicht geſchaffen, um dieſe Alltagsarbeiten zu verrichten.

Mika: Halte mal, Mama, wenn ich nicht irre, habe

ch das Neceſſaire vorgeſtern unten wo im Küchen-
ch rank geſehen.

Frau Bauer: Nun, ſo hole es doch! Oder glaubſt
u, daß ich ohne das reiſen kann?

Mika: Ja, kann ich die Lampe nehmen?

Herbert: O, Fräulein Mika, die werde ich Ihnen
tragen, damit ich wenigſtens zu etwas hier Nutze bin.

Mika: Vorſichtig, vorſichtig, Herbert! Aber halten
Sie doch, bitte, die Lampe nicht ſo ſchief!! (Herbert und
Mika ab.)

Schwedtke: Na, ich werde mich nun man auch bald
anziehen. Aber nett finde ich das nicht von Ihnen, Frau
Bauer — das muß ich ſagen!

Frau Bauer: Aber mein lieber Herr Schwedtke! Ich
weiß nicht, daß Sie das nicht einſehen. Daß Sie darüber
auch nur ein Wort verlieren! Es muß Ihnen doch auch
angenehm ſein, ein paar Tage ungeſtört Ihre goldene
Freiheit genießen zu können.

Schwedtke: Na ja, na ja. Aber — — Und den
ganzen Tag ſieht man keinen Menſchen!

Frau Bauer: Nun, wie ich vermute, werden Sie ſich
ſchon Geſellſchaft ſchaffen!

Schwedtke: Ach ſo, Frau Bauer! (Mit dem Finger
drohend.) Da kiek einer an!

Frau Bauer: Sagen Sie, lieber Schwedtke, Sie ſind
doch immer mein Hofbankier! Die Zinſen laſſen auf ſich
warten. Und die Reiſe, die mir da über den Hals kommt,
koſtet auch wieder 'ne Stange Gold. Können Sie mir
nicht bis zum Erſten fünfzig Mark — —

Schwedtke: Fünfzig Mark, Frau Bauer! Sie ſind
doch immer noch mit dreißig bei mir in der Kreide. Nee,

nee, beſte Frau Bauer, es geht nicht, es geht wir
nicht! Na ja, warten Sie mal; ich kann mir ja viell
noch 'nen Vorſchuß von der Kaſſe geben laſſen. G
tue ich das zwar nicht, aber na ja, wenn Sie's
brauchen, dann brauchen Sie's, dann muß es eben
Warten Se . . . ich geb's Ihnen gleich (geht an
Schreibtiſch). Das heißt — vierzig — mehr habe
wirklich nicht übrig — aber den 1. November, wenn
bitten darf!

Frau Bauer (es haſtig einſteckend): Ganz gewiß, H
Schwedtke, Sie können beruhigt ſein! (Mika und H
bert.)

Frau Bauer (ſchnell): Ich ſagte von dem Mor
unterricht, Herr Schwedtke — —

Mika: Im Küchenſpind haben wir das Neceſſ
aber nicht gefunden!

Frau Bauer: Ich werde einmal ſelbſt nachſeh
Alles muß ich ſelbſt machen. Es iſt auch kein Ver
auf irgend einen Menſchen hier.

Mika: Laß mich die Lampe tragen, Mama.

Frau Bauer: Ich glaube es auch neulich irgend
in meinem Nachttiſch geſehen zu haben. (Beide ab.)

Schwedtke: Finden Sie nicht, die Mika iſt d
eigentlich ein Prachtmädel: een janz reizender Käfer is

Herbert (zuckt mit den Schultern).

Schwedtke: Wirklich, wiſſen Sie, ſo was könnte ſel
ſo einen alten Kerl, wie ich es bin, noch zu Dumm
heiten verleiten.

Herbert: Herr Schwedtke, ich liebe derartige G
ſpräche nicht.

Schwedtke: Na, entſchuldigen Sie mal. Haben S

ich doch nicht ſo! Wie ich ſo alt war wie Sie, da gab's a zehn Meilen in'n Umkreis überhaupt kein Mädchen ... (Herbert auf die Schulter klopfend.) Na, man wird eben nit den Jahren ruhiger, Sie werden das eben auch noch nal merken!

Herbert (peinlich berührt): Möglich, mein Lieber, nöglich, aber ich mag nun einmal — —

Schwedtke: Aber, Herr Berliner, ich finde doch nichts dabei — Wir ſind doch alle in dieſem einen Punkte nur Menſchen, und ich wenigſtens —

Herbert: Das mag ja alles ſein, lieber Herr Schwedtke — Ich will über dieſe phyſiologiſchen Vorgänge mit Ihnen nicht ſtreiten. Aber ich kann es trotzdem nicht dulden, daß von einer jungen Dame, die ich verehre, in dieſer Weiſe geſprochen wird.

Schwedtke: Na, was habe ich denn nu eijentlich ſchon geſagt?!

Herbert: Nichts, nichts! Nein, geſagt haben Sie wirklich nichts! Ich bin nur kein Freund von derartigen zyniſchen Auseinanderſetzungen.

Schwedtke: Na, das iſt ja noch beſſer, wenn man nicht mal mit Ihnen über 'ne janz natürliche Sache reden kann, wie einen der Schnabel gewachſen is ... Aber nu ſagen Sie mal was anderes, Berliner, wie iſt das: Kommen Sie nicht heute zum Kegelabend?

Herbert: Heute kann ich nicht. Ich habe noch eine Konferenz wegen unſerer neuen Zeitſchrift.

Schwedtke: Wie iſt denn das nu vielleicht mit nächſten Sonnabend?

Herbert: Hören Sie mal, mein Lieber, ich glaube wirklich nicht, daß ich mich in dieſem Milieu wohlfühlen würde!

Schwedtke: Nicht wohlfühlen?! Da wär'n Sie der Erste. Ich versichere Ihnen, da ist einer, der heißt Kutschmann, den müßten Sie mal mit 'n Mund Piston blasen hören, und wenn er erst die Soubrette imitiert, — da liegen Sie ja janz einfach lang!

Herbert: Ich glaube nicht, daß ich für diese Art von grober Komik das Organ haben werde.

Schwedtke: Na, denn nicht! Aber hören Sie mal, Berliner, Sie könnten mir doch bis zum Ersten vierzig Mark vorschießen; ich stelle Ihnen einen Schuldschein aus. Wissen Se . . . de Steuer kam nämlich so unerwartet.

Herbert: Nein, ich habe leider nichts bei mir . . . gar nichts . . . sieben Mark, und die brauche ich heute abend noch.

Schwedtke: Na, vielleicht ist es Ihnen dann morgen möglich? —

Herbert: Nein! Aber warum zwingen Sie mich denn, so deutlich zu werden?

Schwedtke: Wissen Sie, Herr Berliner! Schön — schön — das werde ich mir merken. Das vergesse ich Ihnen nicht! Nee, das vergesse ich Ihnen nicht. Sie stinken ja aus allen Knopplöchern nach Geld — — und nich mal — —

Herbert: Aber lieber Herr Schwedtke, Sie müssen es doch nicht persönlich auffassen. Ich verstehe Ihre Lage vollkommen und bedaure Sie! Aber es ist nun einmal mein Prinzip, mir nichts zu leihen und anderen nichts zu leihen. Ich halte das schlichtweg für unmoralisch. (Frau Bauer und Mika kommen herein.)

Mika: Sehen Sie, Herbert, es war doch unten im Küchenspind! Wir haben nur nicht ordentlich nachgesehn.

Frau Bauer: Na, Sie haben doch hier ſo'n erregten iskurs geführt?!

Herbert (verlegen): Ja, denken Sie, wie luſtig, Frau auer: Ihr Zimmerherr wollte mich durchaus breitſchlagen, ß ich mit ihm kegeln kommen ſollte.

Schwedtke: Aber es iſt man eigentlich gut, daß er cht mitkommt. Denn ſo viel Ratzen, Frau Bauer, gäb's gar nicht.

Frau Bauer: Mika, packe nur alles gut ein, ſo daß 's leicht finde. Das Waſchzeug zu oberſt. Haſt du denn e Taſche ſchon?

Mika: Welche Taſche?

Frau Bauer: Nun, du weißt doch, die Reiſetaſche n deinem ſeligen Vater! Du weißt doch, die mit dem ünen Papageien und dem Perlenkreuz!

Mika: Auf dem Hängeboden habe ich ſie vorhin ſicher cht geſehen.

Schwedtke: Nee, da war ſe beſtimmt nicht!

Mika: Aber ich glaube, ſie muß irgendwo im Wäſch-hrank ſein!

Frau Bauer: Nun, willſt du ſie nicht vielleicht len?

Mika: Gleich, Mama!

Frau Bauer: Oder . . . Ach nein, packe du nur weiter! ch werde ſie ſchon ſuchen gehen. Alles muß man eben dieſem Hauſe ſelbſt tun . . .

Herbert (zu Frau Bauer, die die Lampe ergreifen will): , Frau Bauer, laſſen Sie nur, ich werde bei dieſen My-rien den Fackelträger ſpielen. (Nimmt die Lampe, beide ab.)

Schwedtke: Nu ſagen Sie doch mal, Mikchen, reiſen ie denn eigentlich gern nach Breslau?

Mika: Mikchen?!

Schwedtke: Na, Mikchen iſt doch nu wirklich noch keine Beleidigung!

Mika: Ob ich gern nach Breslau reiſe?

Schwedtke: Na ja, reiſen Sie gern?

Mika: O ja — o ja!

Schwedtke: Ich hätte mir das ſo hübſch vorgeſtellt!

Mika: Was denn?

Schwedtke: Na, wenn Sie hier bei mir geblieben wären!

Mika: Es iſt im hohen Rat doch für unpaſſend befunden worden!

Schwedtke: Wir hätten dann des Nachmittags zuſammen Kaffee getrunken und geplaudert und dann hätten wir beide Abendbrot gegeſſen. Ich hätte ſchon mal was Ordentliches drauf gehen laſſen. Und denn hätten wir uns Gute Nacht geſagt und ich wäre hierhin ſchlafen gegangen und Sie da'rein! Und damit wäre eben alles gut und richtig geweſen.

Mika: Herr Schwedtke!

Schwedtke: Na, was denn? Das iſt doch etwa keine Unſchicklichkeit! Das wird man doch noch ſagen können? Was Sie auch gleich von mir denken!

Mika: Ich? gar nichts!

Schwedtke: Sehen Sie, ich hatte mir das wirklich ſo hübſch im erſten Augenblick ausgemalt, und nun müſſen Sie nach dem verdammten Breslau!

Mika: Na ja, — aber das hilft doch nichts!

Schwedtke: Und nun gehen Sie ſo furchtbar lange von mir weg. Haben Sie denn gar kein Mitleid mit mir?

Mika (lachend): Nein, gar keins, nicht die Spur!

Schwedtke: Und ſo ganz trocken wollen Sie von mir Abſchied nehmen?

Mika: Kränkt Sie das?

Schwedtke: Aber natürlich! Alſo — na — einen — einen —, einen einzigen — —

Mika (lachend): Nichts da, Herr Schwedtke! Sechs Schritt vom Leib! Weg! weg! ſage ich oder ich ſchlage Lärm! Ich rufe Mama! He holla! Das gibt's ja nicht! (Sie jagen ſich um den Tiſch. Mika wirft mit Strümpfen nach ihm.)

Frau Bauer (mit Herbert eintretend): Na, das iſt ja 'n ſchöner Lärm hier! Herr Schwedtke, ich möchte doch bitten, meine Tochter in Frieden zu laſſen. Ich möchte doch wirklich darum gebeten haben. Aber ganz energiſch. Mit vollem Nachdruck, Herr Schwedtke!

Herbert: (traurig): Mika, Mika!

Schwedtke: Na, was gibt's denn? Gar nichts gibt's! Ich habe aus Unſinn ein paar Strümpfe weggenommen, und da haben wir uns eben um den Tiſch gejagt. Nee, Frau Bauer, ich bin ein Mann von Ehre, und was Sie denken, iſt nicht der Fall.

Frau Bauer: Na ja, alſo ſei dem, wie dem ſei! Oder ſei dem, wie dem wolle. Ich liebe das nicht.

Schwedtke: Auch gut! Aber Sie geſtatten wohl, daß ich mir den Mantel anziehe, indem, daß ich nämlich jetzt weggehen möchte. (Nach dem Alkoven ab.)

Frau Bauer: Alſo, Mika, du ſagſt es mir, was er ſich gegen dich erlaubt hat.

Mika: Aber, liebe Mama, Herr Schwedtke hat es ja ſchon erzählt.

Schwedtke (während er ſich den Mantel anzieht, ſehr

luſtig): Na adieu, Frau Bauer, reiſen Sie glücklich! Auf Wiederſehen! Und wenn Sie nach Hamburg kommen, da gehen Sie auf den Gänſemarkt, und da ſteht das Leſſing-denkmal. Und das ſieht gerade in ſo eine janz kleine Straße. (Mit dem Finger drohend.) Aber da gehen Sie ja nicht rein! Verſtehen Sie, Frau Bauer? Man ja nicht!! Adieu, adieu allerſeits! Glückliche Reiſe! (Mika zuwinkend:) Adieu, Fräulein Mika! Gute Nacht, Herr Berliner! Sie ſollen janz beſonders hoch leben! (Singend: Hoch ſoll er leben! Ab.)

Mika (hat die Taſche genommen und packt).

Frau Bauer: Solch ein Frechling! Aber man verwöhnt dieſe Leute! Man iſt eben zu gut zu ihnen. Und da glauben ſie dann, ſich alles herausnehmen zu können.

Herbert: Aber lange treibt er das ſo nicht mehr! Wir werden doch einmal bald zuſammengeraten. So leid es mir tut! Dann ſtehe ich jedoch für nichts ein.

Frau Bauer: Es würde mich wirklich freuen, Herr Doktor, wenn ſie das vermeiden könnten! Aber Sie müſſen immerhin bedenken, es iſt doch eben ein Menſch, der an Bildung und Takt ſo tief unter Ihnen ſteht.

Herbert: Ja, wenn ich das nicht bisher immer bedacht hätte . . .

Frau Bauer: Herr Doktor, ehe ich es vergeſſe, noch eine Frage!

Herbert: Bitte!

Frau Bauer: Ich möchte ſchon lange einmal gern etwas von Nietzſche leſen, um den Gegner im eigenen Lager aufzuſuchen. Was empfehlen Sie zuerſt?

Herbert: Gewiß, man kann auch bei Nietzſche chronologiſch vorgehen und dann mit der „Geburt der

Tragödie" beginnen. Ich persönlich — doch das kann man ja nicht als Norm hinstellen — ich persönlich habe nur den Zarathustra gelesen. Als ich damit fertig war, sagte ich mir: Jetzt kenne ich Nietzsche, er kann mir nichts Neues mehr bieten — also sehe ich nicht ein, weshalb ich noch etwas anderes von ihm zur Hand nehmen soll.

Frau Bauer: Könnten Sie mir den Zarathustra einmal leihen?

Herbert: Mit Vergnügen! Ich besitze ihn ja zweimal!

Frau Bauer: Also, ich kann bestimmt darauf rechnen?

Herbert: Gewiß, Frau Bauer!

Frau Bauer: Ich halte Sie beim Wort, Herr Doktor — Nun, Mika, wie weit bist du denn eigentlich?

Mika: Ja, deine Sachen, Mama, sind gleich fertig gepackt.

Frau Bauer: Und deine?

Mika: Ja, Mama, das geht nicht so schnell! Ich muß mir noch die Kleider nachsehen. Die Stoßkanten wenigstens. Was soll denn Tante Agathe sagen? Das wird wohl doch noch ungefähr eine halbe Stunde — —

Frau Bauer: Ja, aber ich muß fort. Ich habe noch etwas zu besorgen. Ich komme dann wieder.

Mika: Bringst du dann etwas zum Abendbrot mit?

Frau Bauer: Vielleicht; — oder besser, wir gehen etwas essen.

Mika: Werden wir auch noch dazu Zeit haben?

Frau Bauer: Herr Doktor schließt sich vielleicht uns an —

Herbert: Sehr liebenswürdig!

Mika: Ach ja, das wäre nett!

Frau Bauer: Und er leistet dir so lange Gesellschaft,

bis ich zurück komme. Ihnen kann ich ja ruhig und o
Sorge meine Tochter anvertrauen, Herr Doktor, — S
heißen ja nicht: Schwedtke.

Herbert: (lächelnd): Wer weiß? wer weiß?

Frau Bauer: Nein, Herr Doktor! Ich ke
Menschen! Sie werden mich trotzdem an Ihnen nicht i
machen.

Mika: Ach ja, Herbert, bleiben Sie noch ein bißc
bei mir. Wenn Ihnen meine profane Arbeit nicht unn
genehm ist.

Frau Bauer: In zwanzig Minuten bin ich wie
hier. Auf Wiedersehen, Herr Doktor, adieu Mika! (A

Herbert: Hat sich Schwedtke gegen Sie etwas heraus
genommen, Mika?

Mika: Nein, durchaus nicht! Keineswegs! Er w
nur ein wenig lustig vorhin.

Herbert: Natürlich . . . ich kenne das ja! In sei
pöbelhaft-zutappsenden Art! Ich kann gar nicht sag
wie mir dieser Mensch unsympathisch ist!

Mika: Aber er ist doch manchmal in seiner Redewe
eigentlich ganz ulkig!

Herbert: Wissen Sie, Mika, sprechen wir von etw
anderem! Ich habe vielleicht eine Idiosynkrasie gegen die
Menschen. Gut, gut! Sagen Sie, Mika, wie ist Ih
Produktion? Strömt es immer noch, oder ebbt es wiede
Ich bin skeptisch gegen alle, die schnell und leicht arbeit
Frauen und Dichter müssen unter Schmerzen gebären.

Mika: Ich habe nur ein Gedicht gestern versa
„O meine weißen Rosen, wie in Lorbeerhainen die leu
tenden Leiber schlanker Epheben! O meine — —

Herbert: Ach . . . nicht! nicht! Nein, Mika, i

nn heute nicht ruhig zuhören! Fremde Produktion würde ich heute nur verwirren. Ich darf es nicht!!!

Mika (indigniert): Haben Sie denn in den letzten agen etwas geschaffen, Herbert?

Herbert: Wenig! — — Mein Heliogabalzyklus kommt ıd kommt nicht weiter. Mein Kopf läßt mich nicht mehr :beiten. Ich habe nur ein Drama geschrieben. Verstehen ie, so eine kleine, fein ziselierte Sache mit verdeckten bgründen. Es geht nichts darin vor — nur ein Schatten t es, der vorüberzieht. Nur der Hauch einer Tragödie. anz kurz — hören Sie. (Er hat ein Blatt gezogen und eſt.) München — Theresienstraße — Zweite Stiege bei rau Dammeyer. — Fritz kommt des Abends heim — tappt n Dunkeln — stößt gegen den Tisch — murmelt: Merkürdig, merkwürdig! — Er schlägt Feuer und macht das icht an — Dann verhalten und leise: Emilie, du hier? milie. (Zitternd.) Es zog mich zu dir — Fritz: Ich habe s geahnt. Und du wirst bei mir bleiben — Sonne in er Dunkelheit meiner abgrundschwarzen Nächte!! — milie: Ich werde bei dir bleiben, du Guter! — Fritz öscht das Licht." — (Pause.) — — — Nun, wie gefällt s Ihnen, Mika? Es ist ja, wie ich Ihnen schon bemerkte, ur der Hauch einer Tragödie. Aber es ist, — ohne nich zu überheben, — wie Altenberg sagt: Das ganze Rindsvieh in einem Tiegel.

Mika: Ja, man kann sich viel dabei denken.

Herbert: Es ist die Dramenform der Zukunft! Unsere Nerven sind nicht mehr derart, daß wir stundenlang Verwicklungen folgen können. Eine Anregung, an der wir weiter bauen. Das ist alles, was gegeben werden muß.

Mika: Gewiß, dort steuern wir hin!

Herbert: Daß ich dieſe Arbeit mir abgerungen hab, daß hinter ihr ein perſönliches Erlebnis intimſter Art zittert, — das iſt wohl zu merken?!

Mika: Ich dachte es ſchon . . . Ja, Sie haben es gut, Herbert! Sie ſind doch ein Mann — aber wir — wir müſſen warten und immer warten, bis einer kommt, der uns Garantien bietet und uns nimmt. Ach, das iſt ja ſo widerlich! Man iſt jung und alles kocht in uns; und da müſſen wir prüde tun und duckmäuſern. Anſtatt uns dem Liebſten in die Arme zu werfen und ihn abzuküſſen, daß uns der Atem wegbleibt, da machen wir Verſe und gaukeln uns ein Glück vor, das wir nicht kennen. Aber ſolch Mann, der kommt wie der Sturmwind und reißt die reifen Früchte vom Baum herunter, ſich in den Schoß hinein. Und jagt dann lachend weiter. Sie wiſſen ja gar nicht, wie gut Sie es darin haben, daß Sie ein Mann ſind, Herbert!

Herbert (leiſe): Wie ſchön und kühn Sie waren, wie Sie das eben ſagten, Mika!

Mika: Oder ſoll man das denn nicht einmal ſagen? Iſt auch das . . .

Herbert: Sie Arme, Sie Gute!

Mika: Ja, wiſſen Sie, manchmal in den Nächten, da möchte ich weinen. Da weine ich und ſtrecke meine weißen Arme aus.

Herbert: Sie Gute!

Mika: Was hat man denn? Und ein Tag geht in den anderen, und man wartet und immer denkt man, es muß etwas kommen. Und immer. — Und das Mädchen von der Straße, das ſich ihren Liebſten ſucht, hat's beſſer.

Herbert: Und wenn es schon an deine Tür klopft, Mika?

Mika: Das kenn ich — dann überlegt es sich's gewiß im letzten Augenblick und geht weiter.

Herbert: Nein, nein, Mika, hier steht's und streckt dir seine Hände entgegen.

Mika: Ach, Herbert, daran glaube ich nicht.

Herbert: Erst so mutig, Mika, und jetzt wieder so klein? Wie willst du denn als Künstlerin an dich selbst glauben, Mika, wenn du dir als Mensch nicht einmal zu folgen traust?

Mika (sich plötzlich an ihn schmiegend): Ja, ja, Herbert, sei du gut zu mir.

Herbert: Weißt du, wie Dauthendey sagt? Wie wir das zusammen neulich lasen, weißt du noch, Mika? Ja, Mika? Ach du Gute, du Beste! Weißt du? Keine Freude ist so reich, wie das weiche Bett unserer Liebe, sagt er. Hörst du, mein, ganz mein sein, Mika! Ich zeige dir dann vom Berge unserer Liebe die Schätze der Welt zu unseren Füßen.

Mika: Willst du das wirklich, Herbert?

Herbert: Denke dir, denke dir, Mika, wenn wir beide ganz still sind und horchen, wie die Sehnsucht in uns stirbt.

Mika: Ja, das soll schön werden.

Herbert: Mika, und wenn du dann mir angehörst, ganz wie du da bist, mit Leib und Seele. Weißt du, wie Dehmel das sagt? Weg den Plunder, wie dich Gott geschaffen, wildes Wunder. Unser Brautbett ist die ganze Erde! Mika, all das nicht dichten, all das wirklich leben . . . und Dauthendey! Wie ich dir das neulich vorlas: — dein Leib ist reich gewirkt wie ein Feld voll Honig

und königlicher Blumen und kommt weich und heimlich wie der Mond in mein Bett.

Mika: Ja, Herbert, aber was ſoll ſpäter werden?

Herbert: Aber Mika, du kleingläubiges Mädchen du! Das iſt doch nun wirklich und wahrhaftig ſo vollkommen gleichgültig! Was kümmert uns beide denn das Geſtern und Morgen, wenn wir uns heute nur beſitzen?

Mika (ſummend): Heute, ach heute biſt du noch mein!

Herbert (ſich die Ohren zuhaltend): Hör bloß auf, Mika! Er iſt doch ein vollendeter Trottel, dieſer Storm!

Mika: Na — ich bin ja ſchon ſtille ... Ach ... du Guter, du Lieber, wie ich mich nach dir geſehnt habe! (Küſſe.) O Gott, Herbert! Wenn aber jetzt meine Mutter ...

Herbert: Rede, rede, Mika! Jedes Wort von dir iſt mir ein Gedicht! Eine Novelle! Rede, rede, Mika! Alles ſingt und ſchwebt in mir! Jetzt ſtehen plötzlich die ganzen Szenen des „Heliogabal“ deutlich vor mir, ganz deutlich die ganze Reihe. Rede, rede, Mika! Ich weiß nicht, was ſchöner an dir iſt, du Gute, du Liebe. Alles fließt bei dir ineinander. „Aus deinem Atem Töne fließen. Der Stimme Hauch iſt duftbeſprengt.“ So hat einmal Baudelaire eine ſolche Stimmung in einem treffſichern Augenblick beſungen.

Mika: Herbert, noch einmal, küß mich doch noch einmal! O Gott, jede Minute muß ja Mutter hier ſein. Und dann ſehen wir uns wieder eine ganze lange Woche lang nicht! O dieſes Breslau, wie ich es haſſe! Ach du mein Schatz du, wenn ich dich doch da in Breslau nur einmal ſehen könnte! (Traurig.) Aber das iſt wohl leider unmöglich! Das wird wohl nie geſchehn!

Herbert: Mika, Mika, weißt du, Mika, was ich tun ann?!

Mika: Na, was kannſt du denn ſchon Großes tun, erbert?!

Herbert: Mit dir reiſen!

Mika: Ach Herbert — wenn das nur ſo einfach inge?!

Herbert (hat das Portemonnaie gezogen): Ja, ja, ja! Natürlich geht es! Natürlich kann ich's! Hier ſieh! Hier! Zweiundneunzig Mark habe ich noch bei mir! Zweiundneunzig Mark und fünfundfünfzig Pfennige!

Mika: Aber wenn das dann die Mutter erfährt!? Im Himmels willen! Weißt du, lieber fahren wir beide erſt morgen, Herbert!

Herbert: O, das erfährt ja niemand, niemand in der weiten Gotteswelt, außer uns beiden. Und es kümmert a auch niemand.

Mika: Ja und deine Eltern? Dein Vater?

Herbert (verletzt): In dem Augenblick hätteſt du mir nicht von ihm ſprechen dürfen! — — — Nein, nein, du annſt es ja nicht wiſſen, Mika! Aber — —

Mika: Ja, und darfſt du denn wirklich . . .?

Herbert: Meine Reiſen, Mika, pflegen ſtets von plötzlichen Entſchlüſſen geleitet zu werden.

Mika: Herbert, ich habe doch eigentlich etwas Furcht!

Herbert: Furcht? Furcht, wenn das Glück kommt? O Mika, was ſoll das für ein ſommerherzreiches Glück werden?

Mika (küßt ihn): Ach ja, Herbert, ich denke auch, das oll es werden!

Herbert (ſich losmachend): Und, verſtehſt du, im

zweiten Geſang will ich Heliogabal ſchildern, wie er mit blutigen Roſſen durch die Straßen des erwachenden Rom fährt. Mika, kannſt du dir das vorſtellen? Mit weißen, ſchäumenden Roſſen, die mit Blut beſpritzt ſind.

Mika: Und wenn Mama kommt, und das Kleid iſt nicht fertig, dann merkt ſie ſicher was!

Herbert: Fühlſt du, wie meine Seele dir entgegenſchlägt? Du zitterſt ja ſo, Mika?! Nein, nein, keine Angſt haben! Wovor denn?

Mika (ſich losreißend): Ach nichts! Ich habe doch keine Angſt mehr vor dir . . . Aber weißt du, das Kleid!!

Herbert: Ach laß es doch!

Mika: Ach nein, nein! Es ſind ja nur noch ein paar Stiche! Du ſollſt mich ja dann nachher ganz haben, Herbert!

Herbert: Ach, du meine Süße!

Mika: Wirſt du denn mit uns nach der Bahn kommen?

Herbert: Gewiß!

Mika (lachend): Wenn nun aber Mama doch etwas ahnt?

Herbert: Liebe Mika, bei Intelligenzen, wie der ihrigen, iſt das ganz ausgeſchloſſen!

Mika (lachend): Sooo? Meinſt du? Meinſt du wirklich?

Herbert: Ach Mika, ich bin ja — — Ach du Mädchen mit den goldenen Händen . . . daß du dich zu einem Kranken und Unglücklichen herabneigſt — —

Mika: Still, ſtill, Herbert, auf der Stelle biſt du ruhig! Ich mag ſo etwas nicht hören! Wir wollen glücklich ſein, hörſt du, und uns recht ſehr lieb haben! (Küßt ihn.)

Herbert (sich losmachend): Ja, und — verstehst du, dritten Gesang tanzen die nackten Sklavinnen im ium. Und Heliogabal läßt sich auf goldener Sänfte vier Verschnittenen in Purpurgewändern hoch über n Köpfen — — nimmst du's übel, Mika, wenn ich die Szenenfolge notiere, ehe sie mir entfällt. (Er Notizblock und Füllfederhalter.)

Mika: Nein, Herbert, ich muß ja den Rock auch noch ig machen! (Setzt sich und näht, Herbert schreibt.)

Mika: Du!

Herbert: Was!

Mika: Ich finde es eigentlich lustig!

Herbert: Gewiß! Einen Augenblick — einen Augen=!! Du störst mich! Einen Augenblick!

Mika (nähend): Herbert!

Herbert: Was, Mika?

Mika (lächelnd): Ich wollte nur mal fragen, ob du noch gut bist?

Herbert (aufschauend): Gewiß! Gewiß! Einen Augen=k! Wie meintest du doch eben?

Mika: O nichts, nichts! Rein gar nichts, Herbert!

Herbert: Darf ich dir nun einmal die Szenenfolge lesen?

Mika: Jetzt nicht! Nur jetzt nicht! (Lachend) nde Produktion würde mich jetzt nur verwirren, aber her, bitte . . .

Herbert: Gut! Aber erinnere mich dann auch bestimmt m, daß ich sie dir nachher in der Bahn vorlese.

Mika: Kannst du mir mal helfen, Herbert, den Koffer achen?

Herbert: Ich glaube nicht, daß ich mich dazu be
ders eigne.

Mika: Herr Schwedtke wäre also dazu beſſe
brauchen!

Herbert (mit dem Fuß ſtampfend): Ich begreife
wie du jetzt von dieſem Menſchen reden kannſt!

Mika: Na, nicht gleich böſe ſein, Kleiner! Ich
ja wirklich nur Spaß gemacht!

Herbert: Ja, ja, aber — —

Mika: Biſt du böſe?

Herbert: Nein, nein, aber — —

Mika: Alſo komm, hilf mir! Na, feſt drauf drü
So, ſo! Na, es geht doch ganz gut! (Es klingelt.)

Mika: Ach, das iſt Mama! Du, Herbert, ich
ſteck mich!

Herbert (erſtaunt): Weshalb denn? Sei doch nur
närriſch, Mika! (Mika läuft öffnen.)

Mika (ſich umdrehend): Herr Gott, Herr Gott,
ſie mir aber nun doch etwas anmerkt, Herbert?!

Herbert (allein): Die Prätorianer dringen in
Palaſt. Fauſtina wirft ſich ihnen in den Weg.
vergewaltigt ſie und macht ſie nieder. Die Rotte
weiter.

Frau Bauer: Nun, Herr Doktor? Wie weit iſt
hier? Iſt meine Tochter fleißig geweſen? Haben
mir auch gut auf ſie geachtet?

Herbert: Ich kann Ihrer Tochter nur das alle
Zeugnis ausſtellen. Sie ſehen, Ihr Koffer iſt ja
reiſefertig!!

Mika: Aber Mama, was haſt du denn da für
Mantel?

Frau Bauer: Wie ſteht er mir?

Mika: Ich finde, er macht dich wirklich ſchlank!

Frau Bauer: Es iſt ein Gummimantel, — ſieh mal! Die Kapuze kann man hochklappen! Ich nehme deshalb keinen Schirm mit nach Hamburg.

Herbert: Ich liebe dieſes morbide Gelbgrün ſehr!

Frau Bauer: Er iſt von Joſefſohn! Weißt du, Mika, aus dem Ausverkauf! Wirklich halb geſchenkt! Ich hätte dir ja auch beinahe einen mitgebracht, aber du haſt ja noch dein Cape?! Es wäre ja überflüſſig geweſen!

Mika: Aber das iſt doch ſchon ſo ſchlecht!

Frau Bauer: O nein, Mika, das geht dieſen Herbſt noch ganz gut! Einen Augenblick, Herr Doktor! Wir gehen gleich! Ich will nur einmal ſehen, ob alles abgeſchloſſen iſt. Damit mir nicht vielleicht der Schwedtke über meine Papiere geht. Er ſpioniert hier ſowieſo ſchon immer überall herum. (Ab.)

Mika (das Kleid einpackend mit Tränen): So iſt meine Mutter nun immer — alles nur für ſich! Komm, Herbert, hilf mir!

Herbert: Eltern ſind nie anders!

Mika: Ja, Schatz, aber haſt du denn einen Schirm?

Herbert: Nein!

Mika: Nein?! Wenn's nun regnet? Warte, Schwedtke hat ja zwei! (Am Spind.) Hier, nimm den ſo lange! Ja und Morgenſchuh? Nein, nein, du erkälteſt dich wirklich ſonſt. Warte, ich pack dir Schwedtkes ein.

Herbert (ernſt und bedenklich): Weißt du, ich finde das mit den Morgenſchuhen doch eigentlich etwas unmoraliſch, Mika!

Mika (schließt die Tasche): Ah . . .

Frau Bauer: Nun, ist alles fertig? Können wir bald die Anker lichten?

Mika: Gleich, gleich, Mama!

Frau Bauer: Wo, meinen Sie, Herr Doktor, daß man gut ißt? Im Schultheiß?

Herbert: Nein, nein, nein! Ich dachte so Kempinsky!

Frau Bauer: Kommt man von dort auch leicht zur Bahn?

Herbert: Vorzügliche Verbindung, Frau Bauer!

Frau Bauer: Kann ich dort auch ruhig mit meiner Tochter hingehen? — Sie verstehen doch, Herr Doktor?

Herbert: Gewiß, ganz ohne Sorge, gnädige Frau!

Frau Bauer: Ja — muß man aber da nicht eigentlich Wein trinken?

Herbert: Aber es kommt Sie ja kaum teurer als das Bier!

Mika: Ach Mama, gehen wir doch wirklich mal zu Kempinsky!

Frau Bauer: Also schön, mir recht! Du siehst, ich tue alles, was du willst, Mika. — Kommen Sie, Herr Doktor! Würden Sie so liebenswürdig sein, mit anzufassen, wenn ich darum bitten darf?

Mika: Und bei mir auch, Herbert . . . es trägt sich so besser. (In Kette: Frau Bauer, Koffer, Herbert, Tasche, Mika ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt

ige Wochen ſpäter. Das Zimmer der Frau Bauer. Ein-
er möbliert, keine Polſtermöbel, Fenſter in der Hinterwand,
in Nähtiſch, Schreibtiſch, Zylinderbureau, Tiſch in der Mitte,
ine Mahagoniſtühle, Sofa; rechts, links Türen. An der
nd „Spiel der Wellen", Kaiſer Friedrich, Poſtbeamtenbildnis.
nn rechts (vom Beſchauer) die Tür geöffnet wird, ſieht
man Schwedtkes Zimmer.

n hört auf der Bühne ſprechen, während der Vorhang ſich
t, Frau Bauer mit einem Buch, Mika mit einer Handarbeit.

Frau Bauer (fortfahrend): Und ich ſage dir, Mika
ich bin nicht diejenige, die ſolche Sache auf ſich be-
en läßt, ich nicht; verſtehſt du? Ich kann und darf
s nicht tun — meinethalben und deinethalben nicht.
as ſollten die Leute von uns denken? Ich habe Ehren-
ter im Verein, ich habe — Ich mache dir keine Vor-
rfe — keineswegs; du biſt eben unerfahren geweſen.
ſt den Verlockungen eines Wüſtlings — aber mein ein-
es Kind, du brauchſt deswegen nicht zu weinen —
erlich) — nimm doch das Tuch weg, wenn das irgend
and ſieht — ich liebe keine Szenen — es iſt doch
erlich! — Vorher, vorher, Mika! Meinſt du, daß du
damit jetzt beſſer machſt? Sei doch vernünftig, mein
d . . . du weißt, deine Mutter iſt ja aufgeklärt und
denkend genug, um es entſchuldbar zu finden — wenn

sie es auch schwer begreifen kann, daß ihre Tochter sie eine solche Erziehung gegeben hat, einen so gem moralischen Fond besitzt, daß sie sich dem ersten b Wüstling, dem sie in die Arme läuft — nimm Tuch weg — so — du siehst wieder ganz ver aus! — wisch dir mal die Augen! — an sich das ja nichts Ungewöhnliches! — aber in den Kr denen wir angehören, wenn ich das denke — mir der Verstand still — Nun ja, nun ja, — nun ber dich doch, Mika, aber natürlich, das kommt davon, all diesem Unfug und diesen Büchern und diesen Gedic wie oft habe ich dir gesagt, du möchtest dich ein w bei der sozialen Hilfsarbeit beteiligen — nein — statt dessen muß die junge Dame Gedichte schreiben, die ihr kein Mensch einen Pfennig gibt. —

Mika (spitz): O bitte, Mama, das ist nicht w Ich habe schon zweimal zehn Mark Honorar bekom

Frau Bauer: Und für die sich unser lieber Freund liner die Hacken nach einem Verleger abläuft — natürlic und jetzt noch das — aber ich lasse das nicht auf sitzen, ich nicht, verstehst du — nein, das werde ich tun. Ich habe zwar nie bisher in deine Worte Zw gesetzt, ich pflege nicht zu lügen und traue auch nicht deren, am wenigsten meiner eigenen Tochter Unwahrheit zu, aber du wirst einsehen, daß mir deiner Erzählung doch mit der Zeit leise Bedenken au stiegen sind. Ich habe meinen Verdacht — den las mir nicht nehmen — und ich bin Mannes genug, um Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen, das versichere dir. O, das wäre ja noch schöner, die Ehre me Hauses in dieser Weise mit Füßen treten lassen! Pfui

Mika: Aber Mama, ich kann dir doch wirklich nichts
deres ſagen!

Frau Bauer: Nun vielleicht haſt du deine Gründe,
zu verſchweigen, aber mich ſoll das nicht hindern, der
iche auf den Grund zu gehen.

Mika: Aber Mama, ich ſage dir doch — aber Mama,
nn ich dir doch ſage —

Frau Bauer: Still jetzt, Mika, ſtill! Da kommt nun
ſer Menſch ſchon wieder — ich werde es ihm verbieten,
r herein zu kommen; er zahlt für ſein Zimmer und hat
n Recht — — — — — — — — — — — —
h, ſchon fertig heute mit dem Dienſt, lieber Herr
hwedtke, — ſo früh heute?

Schwedtke: Tag, Mika, Tag, Frau Bauer — na das
ja Sonnabend immer ein bißchen früher, wenigſtens
beiden Erſten im Monat — und dann iſt ja faule
it jetzt, da geht man je eher, je lieber fort. Was ſoll
n denn auch? Das Publikum hat genug verloren, das
ıt nicht ein Stück mehr an —. Ich freue mich nur, daß
ſo lange ſchon da bin, denn, wenn das ſo weiter geht,
nnen ſie ja die Leute janich mehr alle beſchäftigen
das können ſie ja gar nicht mehr. — Die Alten be-
lten ſie natürlich, aber was macht ſo'n junger Kollege,
: erſt vor'm Jahr eingetreten iſt? Der liegt denn einfach
ſ de Straße — nicht wahr? — Na, Fräulein Mikchen,
ernſt heute? Was hat's denn ſchon wieder gegeben?
hat wohl hier wieder mal Krach geſetzt?

Frau Bauer (mit böſem Seitenblick): Herr Schwedtke,
bitte, ſeien Sie verſichert, daß, wenn ich mit meiner
chter unzufrieden bin, ich auch meine Gründe dafür
be — —

Schwedtke: Na, na, na, naa, Frau Bauer, ſo ſchlim wie Sie das machen, iſt das nu auch nicht; auf Fräule Mika laſſe ich nichts kommen, da kennen Sie mich ja!

Frau Bauer: O, das freut mich wenigſtens zu e fahren!

Mika: Ach ja, Herr Schwedtke, das iſt ſchon g nicht mehr zum Aushalten; nichts, was ich tue, iſt je Mama recht.

Schwedtke: Na, tröſten Sie ſich man, das wird ſi ſchon alles wieder zuziehn; die Hauptſache iſt ja auch was ich dazu ſage, und Sie erfreuen ſich immer noch meine allerjrößten Zufriedenheit, Fräulein Mikchen!

Mika (lächelnd): Ach ja, Herr Schwedtke, Sie ſind wirklich immer nett zu mir.

Frau Bauer: Das iſt es ja eben!

Schwedtke: Nu hören Sie mal, Frau Bauer! Wenn ich das nich mal ſein darf?! Nee, wiſſen Sie, da hört ſich aber dieſes und jenes auf! — Nee, wiſſen Sie, auf die Dauer laſſe ich mir das aber nicht bieten von Ihnen! — ich denke ja janich dran, ich kann ſoviel Zimmer in Berlin kriegen, wie ich will, — das wäre ja noch beſſer! Denn zieh ick eben nach'n Vorort! Das wollt ich ſchon lange.

Frau Bauer: Aber mein lieber Herr Schwedtke, Sie haben mich ja wieder einmal ganz falſch verſtanden; ſo habe ich das natürlich nicht gemeint —

Schwedtke: Wiſſen Sie, Frau Bauer, Sie müſſen das auch von mir nicht gleich ſo nehmen, wie man das ſo ſagt. Man hat ſoviel Ärger im Bureau — und überhaupt — denken Sie, Frau Bauer, die Ahrenthaler, von denen ich Ihnen neulich erzählte, die ſteigen doch immer noch! Unglaublich. —

Frau Bauer: Nun, Herr Schwedtke, jeder hat eben ine Unannehmlichkeiten; das iſt einmal nicht anders in eſem Leben!

Mika: Ach ja, Herr Schwedtke, man hat es wirklich cht leicht!

Pauſe.

Schwedtke: Na, Frau Bauer, wenn Se ſehr klamm id ... ich kriege zwar immer noch ſiebzig Mark von Ihnen, er ne Kleinigkeit, ſo vielleicht dreißig Mark, könnte ich den onat ganz gut noch entbehren ... Doch zum nächſten Erſten —

Frau Bauer: Gut — jetzt nicht — aber ich werde ran denken, wenn ich es brauche, Herr Schwedtke.

Schwedtke: Na, und Sie Fräulein Mikchen, Sie ſind ch immer jetzt ſo fleißig? Was häkeln Sie denn da? as ſoll denn das werden, wenn's fertig iſt?

Mika (verlegen, verſucht es fortzuſtecken): Ach, das mache mir nur ſo — man kann es zu Verſchiedenem verwerten es ſind Topflappen — die kann man immer brauchen. —

Schwedtke: Wiſſen Sie, Fräulein Mikchen, früher be ich gedacht, Sie können ſowas gar nicht — aber ſeit n Sie aus Breslau retour ſind, ſind Sie ja wie ver- ndelt.

Frau Bauer (ſchnell): Nun, die Tante Agathe wird da wohl einmal ordentlich den Kopf zurecht geſetzt ben — ſo etwas iſt immer heilſam — natürlich, wenn es Mutter ſagt, die es gewiß nicht ſchlecht mit ihrem Kinde int, — oder tue ich das? — dann wird es nicht geglaubt.

Schwedtke: Na, auf Ihnen, Mikchen, hacken Sie aber h jetzt mit einem Mal alle rum, (kopfſchüttelnd) ich ver- he das nicht.

Frau Bauer (ablenkend): Es war nebenbei, wie ich

Ihnen ſchon ſagte, hochintereſſant in Hamburg. Vor alle war die Reſolution, die betreff der Proſtitutionsfrage gefa wurde, von Bedeutung. Wenn wir ihr jetzt nicht die Da men auf die Augen drücken, ſo wird das eben nie geſchehe

Schwedtke: Liebe Frau Bauer, ich habe Ihnen ſch mal geſagt, das werden wir wohl nicht aus der We ſchaffen; Sie nicht und ich nicht!

Frau Bauer: Herr Schwedtke, wiſſen Sie, wie da Nietzſche geformt hat?

Schwedtke: Ja ja, ſelbverſtändlich; — aber — ich e innere mich gerade nicht —

Frau Bauer: Das Große an uns Menſchen, ſag Nietzſche, iſt eine Brücke und kein Zweck.

Schwedtke: Ach ja ja, jetzt erinnere ich mich ganz deutlich! — Natürlich! —

Frau Bauer: Von heute auf morgen werden wir das nicht aus der Welt ſchaffen, das glauben wir auch nicht; aber es genügt eben uns Frauen, uns als Pfeile der Sehnſucht nach dem jenſeitigen Ufer zu fühlen.

Schwedtke: Das iſt ganz meine Anſchauung, Frau Bauer; da muß ich Ihnen ganz und gar darin beiſtimmen, oder vielmehr beipflichten; Sie müſſen das doch auch zu geben, Mika, daß, wie Ihre Frau Mutter ſagt, der Pfeil der Sehnſucht vollkommen genügt.

Frau Bauer: Sie verſtehen doch, wie ich das gemeint habe, der Erfolg läßt ſich eben nicht erzwingen. —

Schwedtke: Aber natürlich, Frau Bauer, da bin ich ganz Ihrer Anſicht. (Es klingelt.)

Frau Bauer: Bleibe nur, Mika, ich werde öffnen. (Ab.)

Schwedtke: Na, Mikchen, was haben ſie denn ſch immer mit Ihnen vor, mein Kind?

Mika: Ach Gott, ich weiß auch nicht!

Schwedtke: Und der Schmalzbold läßt sich nu doch ch nicht mehr sehn — was ist denn mit dem? — Ich iß jar nicht, wo der steckt; — er fehlt mir. Wissen Sie, ikchen, der Jüngling ist nämlich das reine Theater für ch, ich fürchte bloß, daß er mal nächstens von mir tree nimmt.

Mika (verlegen): Herr Berliner ist jetzt öfters vorttags dagewesen.

Schwedtke: Natürlich Vormittag — so'n Mensch, der t's doch gut — und der Alte von ihm, der Kerl stickt ordentlich in Geld, — sag ich Ihnen.

Mika (seufzt).

Schwedtke: Na, Mikchen, ich weiß gar nicht, daß Sie st immer so traurig sind. Das kommt gewiß daher, il Sie sich so lange von mir haben trennen müssen.

Mika (lächelnd): Vielleicht, Herr Schwedtke!

Schwedtke: Aber jetzt bin ich doch nu wieder bei nen — da könnten Sie doch nu wirklich und wahrhaftig frieden sein! — Auch nicht? (Zudringlich.) Na, geben ie mir eben 'n Kuß, und ich vertrage mich wieder mit nen.

Mika: Nicht doch, Herr Schwedtke, aber bitte lassen ie doch das! —

Frau Bauer (mit Herbert eintretend): Herr Schwedtke, begreife nicht, wie Sie in dieser Weise mein Vertuen mißbrauchen können.

Schwedtke: Aber Frau Bauer, was ist denn nu schon s gewesen? — Gar nichts ist los gewesen!

Frau Bauer: Herr Doktor, Sie haben es doch auch

bemerkt? Ich rufe Sie zum Zeugen auf, Herr Doktor! Das wird ja immer beſſer hier in meinem Hauſe!

Schwedtke: Und wenn ich Ihnen ſage: es iſt gar nichts los geweſen, ſo muß Ihnen das eben genügen, Frau Bauer! Sie blamieren mich ja hier vor fremde Leute!

Frau Bauer: Gut, gut, reden wir nachher darüber (Mika links ab.)

Schwedtke: Na, Berliner, oller Freund und Kupferſtecher, wie geht's Ihnen denn? Lange nicht geſehen.

Herbert: Ach ja, das Konzipieren meines Heliogabal nimmt mich jetzt ſo in Anſpruch.

Schwedtke: Na, wie iſt denn das damals mit Ihrer Zeitſchrift geworden, Berliner? Haben Sie die den Abend noch gegründet?

Herbert: Welche Zeitſchrift?

Schwedtke: Na, Sie wiſſen doch noch, wie Sie da den Abend nicht mit kegeln kommen wollten?

Herbert: Ach ja, jetzt erinnere ich mich — man hat ſoviel im Kopf. Die Sache wurde natürlich nichts — der Verleger war ein Idiot — ich glaube, er wollte eine moderne rundgotiſche Letter nehmen, worauf ich ihm erklärte, daß wir unmöglich mit einem Plattkopfindianer arbeiten könnten.

Schwedtke: Na ſehen Sie, da hätten Sie alſo ganz ruhig mit mir mitkommen können.

Herbert: Ja, ja, lieber Schwedtke, aber wer hätte das im voraus wiſſen können!

Schwedtke: Ja und, denken Se, den dritten Preis habe ich dieſes Jahr noch rausgeſtochen — trotz des Reißens in der Schulter — reizend — ich zeige es Ihnen nachher — ein Bierſeidel, von außen ſieht's aus wie'n

ganz jewöhnlicher Bierſeidel, und wenn man's aufmacht und draus trinken will, dann ſpielt's doch mit einmal: lemtetae, lemtetae, lemtetae — die Stephaniegavotte.

Herbert (ernſt): Ich glaube nicht, daß ich jetzt Intereſſe dafür haben werde, lieber Schwedtke.

Schwedtke: Na, Sie ſollen ihn ja noch gar nicht geſchenkt kriegen — dann zeige ich ihn eben nicht! —

Herbert: Oh nein, ich ſehe manchmal ſolche Dinge ganz gern. So eine kindiſche Spielerei hat in ihrer unglaublichen Naivität manchmal etwas erfriſchend Beluſtigendes für mich — aber ich bin jetzt in zu ernſten Kämpfen, als daß ich mir dafür auch nur eine Minute abringen könnte. Sie verſtehen mich doch?

Schwedtke: Na, denn nicht! — na, denn nicht! — Wiſſen Sie, mir liegt wirklich nichts dran — das müſſen Sie nicht glauben! Na, denn nicht — auf Wiederſehen! (Sich umdrehend.) Ich will mir nur eben meine rätſelhaften Morgenſchuhe anziehen, die haben ſich doch mit ein Mal wieder angefunden, — und dann wer' ick Kaffee trinken. (Nach rechts ab.)

Herbert: Wirklich, man muß mit dieſem Menſchen umgehen, wie mit einem rohen Ei — habe ich ihm vielleicht etwas geſagt, Frau Bauer?

Frau Bauer: Gewiß nicht, Herr Doktor, gewiß nicht — Und trotzdem weiß ich ganz genau, daß Schwedtke ſehr große Stücke auf Sie hält.

Herbert: Nun ja, nun ja, daran zweifle ich ja auch gar nicht; aber er könnte es dann doch auch auf andere Weiſe zu erkennen geben.

Frau Bauer: Ja überhaupt, dieſer Schwedtke — —

Herbert: Nun, gnädige Frau, wie weit ſind Sie im

Zarathuſtra? Hat er Eindruck gemacht? — Nicht? — Ein Bau iſt es wie ein gotiſcher Dom und dann doch wieder wie ein griechiſcher Tempel!

Frau Bauer: Ja, Herr Doktor, ich bin wirklich außerordentlich überraſcht geweſen, ſo viele von meinen Anſchauungen in dem Buche wiederzufinden.

Herbert: Geht Ihnen das auch ſo? Geht Ihnen das auch ſo?! Wiſſen Sie, Frau Bauer, wie ich dieſe Gedankendichtung das erſte Mal vor drei Jahren las, da lief ich Tage wie im Traum umher. Es kam mir das alles ſo bekannt vor; es ſchien mir, als hätte ich das alles ſchon einmal gehört, geſehn, gelebt und geträumt, geſchrieben, ja geſchrieben. — Wiſſen Sie, ich hatte das Empfinden, als hätte ich ſelbſt in irgend einem meiner Vorleben dieſes Buch verfaßt. — Iſt das nicht merkwürdig?

Frau Bauer: Höchſt merkwürdig, Herr Doktor, — ja wiſſen Sie, und wenn wir Frauen auch nicht immer gut bei Nietzſche wegkommen, ſo bin ich ja doch freidenkend genug, um auch Argumente des Gegners zu prüfen und eventuell gelten zu laſſen; — aber wenn Nietzſche ſagt: So du zum Weibe gehſt, vergiß die Peitſche nicht! — verſtehen Sie, Herr Doktor, das iſt ja direkt ein Aufruf an die Männer zum Sadismus, offenſichtig und klar zum Sadismus. — Aber ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich das mit der baldigen geiſtigen Umnachtung Nietzſches zuſammenbringe. — Habe ich da nicht recht, Herr Doktor?

Herbert: Beinahe, gnädige Frau! Beinahe! — Aber erſtens ſagt es ja nicht Zarathuſtra, ſondern das alte Weiblein —

Frau Bauer: Aber er trägt doch die Wahrheit fort —

Herbert: Richtig, gnädige Frau, aber ich glaube trotzdem nicht fehl zu gehen, wenn ich meine, Sie haben diese Stelle zu wörtlich genommen. An die Möglichkeit einer derartigen Auslegung hat ein im innersten Grunde keuscher Mensch — der aber doch wieder sagen kann: was ist an der Keuschheit gelegen — hat Friedrich Nietzsche sicherlich nicht mit einem Gedanken gedacht.

Frau Bauer: Ja, ich möchte aber nun doch aus gewissen Gründen auf meinem Standpunkt beharren.

Herbert: Apropos, ehe ich es vergesse, möchte ich Ihnen bemerken, daß gerade in der allerletzten Zeit meine Stellung zu diesem Philosophen eine Veränderung erfahren hat; er ist ein gefährliches Hinüber für unreife Geister, gefährlicher aber noch für reife.

Frau Bauer: Das kann ich verstehen, gewiß, das ist verständlich. Ich denke auch nicht bei ihm stehen zu bleiben.

Herbert: Wo ist denn Mika? Sie ging hinaus vorhin.

Frau Bauer: Ach ja — Mika. — Wissen Sie, Herr Doktor, daß ich mit meiner Tochter in der letzten Zeit viel Ärger und schweren, schweren Kummer habe?!

Herbert (sehr erschrocken): Aber, Frau Bauer, Sie setzen mich in Erstaunen, — aber Frau Bauer, das ist doch unmöglich — (stotternd) ich weiß gar nicht.

Frau Bauer: Ja, leider, Herr Doktor, leider, leider — ich weiß auch gar nicht, was ich da tun soll.

Herbert: Ja, aber Frau Bauer, die Sache kann doch unmöglich so schlimm sein!

Frau Bauer: Nun, so schlimm ist es ja nicht, sie ist sogar, soziologisch betrachtet, nicht einmal etwas Außergewöhnliches. Aber, wenn ich denken soll, daß mir,

einer Frau in meinen Kreiſen, das paſſieren ſoll, da ſteh mir einfach der Verſtand ſtill.

Herbert: Aber Frau Bauer, ich halte die Sache doch nicht für ſo —

Frau Bauer: Verſtehen Sie mich recht, Herr Doktor, nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich Sie damit behellige, auch wenn die ganze Angelegenheit Sie ja eigentlich gar nichts angeht —

Herbert (aufatmend): Ich wüßte auch wirklich nicht —

Frau Bauer: Gewiß nicht, aber Sie ſind ein intimer Freund des Hauſes, nicht wahr? — Und ich halte es deswegen für meine Pflicht, Sie von den Verhältniſſen hier in Kenntnis zu ſetzen, ſo jung und unverdorben Sie ſonſt auch ſein mögen.

Herbert (lächelnd): Nun, nun, Frau Bauer —

Frau Bauer: Ich möchte Ihren Rat. Vor allem aber wünſchte ich, daß Sie in dieſer Sache Ihren moraliſchen Einfluß, Ihr ſittliches Übergewicht geltend machen —

Herbert: Aber Sie ſchätzen mich doch zu — —

Frau Bauer: Denken Sie ſich, Herr Doktor: Mika iſt einem Wüſtling in die Hände gefallen.

Herbert (ſpringt auf und läuft im Zimmer auf und nieder, bei den Worten Frau Bauers leiſe pfeifend): Aber das iſt ja, das ſcheint mir doch vollkommen unmöglich!

Frau Bauer (mit Schmerz): Sehen Sie, Herr Doktor, das glaubte ich auch bisher — aber es iſt leider trotz meiner Erziehung nicht unmöglich geweſen. Sie erinnern ſich, daß ich Mika nach Breslau ſchickte — ſchon weil ich damals fürchtete — Sie waren ja ſelbſt noch ſo liebenswürdig, uns den Abend zur Bahn zu begleiten — wiſſen Sie noch?

Herbert: Wie? — ach — ja — richtig, ja natürlich!

Frau Bauer: Alſo, ich werde Ihnen erzählen! — Mika kommt zurück; ſchon auf dem Bahnhof gefällt ſie mir nicht; ſie iſt nicht ſo munter wie ſonſt — ein Mutterauge erkennt ja eine ſolche Veränderung ſofort; — nicht wahr?

Herbert (in Gedanken): Ja, ein Mutterauge —

Frau Bauer: Alſo ich ſehe mir das ein paar Tage ruhig mit an; ich bemerke, meine Tochter ißt wenig, das Eſſen will ihr auch nicht ſo recht munden; Mika klagt über Müdigkeit, Nervoſität, Schwindel, fährt zuſammen, wenn einer feſt auftritt — kurz, ich komme zu der Überzeugung ...

Herbert: Zu welcher Überzeugung?!

Frau Bauer: Daß eine ſchwere ſeeliſche Depreſſion auf ihr laſtet. Ich dringe alſo in ſie — ich liebe es nicht, wenn irgend welche unausgeſprochenen Dinge zwiſchen mir und meiner Tochter liegen — und erfahre endlich — —

Herbert: Was?

Frau Bauer: Alſo meine Tochter geſteht mir unter Tränen, daß ſie von einem Wüſtling verführt worden iſt.

Herbert: Von einem Wüſtling?! Das iſt doch aber unerhört von Mika —

Frau Bauer: Ja, Sie haben recht! Ein Mädchen ſoll nicht den moraliſchen Fond beſitzen und ſich von dem erſten beſten —

Herbert: Unerhört von Mika —

Frau Bauer: Kennen Sie, Herr Doktor, eine Familie Rabe von Kaminski?

Herbert: Ich?! Nein — nein — gewiß nicht!

Frau Bauer: Alſo meine Tochter ſagt mir, und etwas anderes iſt aus ihr nicht herauszubringen, ſie wäre unter eigentümlichen Umſtänden angeſprochen worden, hätte in

ſtrömendem Regen mit dieſem Menſchen Zuflucht in einem Weinhaus geſucht und wäre dann, kaum noch ihrer Sinne mächtig, mit ihm in ein Hotel gegangen. Der Wüſtling wäre der Sohn eines ſchleſiſchen Magnaten Egon Rabe von Kaminski geweſen. Glauben Sie das, Herr Doktor?

Herbert (ſtotternd): Ja ja — aber das iſt bei Mika doch immerhin möglich —

Frau Bauer: Nun ja, ich habe natürlich ſofort im Adelskalender nachgeſehen — und ich ſage Ihnen, Herr Doktor, es iſt unmöglich! Augenblicklich ſind nur zwei Rabe von Kaminski am Leben: der alte Majoratsherr von dreiundſiebzig Jahren und der Enkel von neun Jahren. Der Sohn iſt ſchon vor fünf Jahren am Schlagfluß geſtorben. — Alſo, es iſt unmöglich, Herr Doktor, — es iſt eine L ü g e, eine direkte Lüge von meiner Tochter. Wie ſchlimm iſt es doch um unſere heutige Zeit beſtellt, daß ſogar unſer eigenes Blut uns belügt.

Herbert: Aber vielleicht hat ſich ihre Tochter im Namen geirrt; es iſt vielleicht nicht R a b e von Kaminski, ſondern nur von Kaminski.

Frau Bauer: Nein, nein, nein, Herr Doktor, ich habe meine Gründe, an die g a n z e Sache nicht zu glauben. Ich habe einen Verdacht, einen ganz beſtimmten und ſicheren Anhalt.

Herbert (ſtotternd): Sie haben einen Verdacht — aber das iſt ja unerhört von Mika —

Frau Bauer: Und Sie können ſich auch denken, auf w e n? —

Herbert: Ich — nein — nein — — — Ich kann mir gar nichts denken Frau Bauer! —

Frau Bauer: Aber Herr Doktor, ſo ſehen Sie doch n ſich!

Herbert: Ich wüßte wirklich nicht.

Frau Bauer: Aber Herr Doktor, das iſt doch ſo ar! Aber Herr Doktor, das iſt doch ſo einleuchtend!

Herbert: Einleuchtend?!

Frau Bauer: Natürlich habe ich alles Recht, den Verdacht zu hegen, ich habe ja — ſozuſagen — die Beweiſe vor mir. Es iſt doch ganz offenſichtig. Erinnern Sie ſich, wie Sie vorhin hier herein kamen?

Herbert: Beweiſe haben Sie?!

Frau Bauer: Nun, Herr Doktor, wiſſen Sie immer noch nicht? Nein?! — Schwedtke iſt es, dieſes brave „ſtille Waſſer", der hier das Vertrauen einer armen Witwe mißbraucht. Ich habe ihn von je für einen Wüſtling ſchlimmſter Art gehalten!

Herbert: Schwedtke?! (Aufatmend.) Wahrhaftig Schwedtke! Natürlich wieder Schwedtke! Dieſes moraliſche Schwein! Alſo hat es mich doch nicht getäuſcht. Gewiß, ich hatte auch ſchon lange den Verdacht — aber ohne direkte Beweiſe wollte ich auch Ihnen gegenüber ihn nicht einmal andeuten.

Frau Bauer: Ich kann Ihre Erregung verſtehen, Herr Doktor. Selbſt wo Sie doch die Sache gar nichts angeht, wo Sie ihr fernſtehen, wo Sie nur als Freund des Hauſes hier mitfühlen, und wenn Sie von Ihrer Erregung urteilen, ſo können Sie auch ermeſſen, (weinend) was eine Mutter in ſolcher Lage empfindet.

Herbert: Ja, Frau Bauer, Ihr Schmerz —

Frau Bauer (ſich aufrichtend): Aber ich bin nicht diejenige, die die Ehre ihres Hauſes mit Füßen treten läßt

— Pfui! Ich nicht! Wenn er das glaubt, hat er ſich in mir getäuſcht — ich werde ihn dafür zur Rechenſchaft ziehn, jawohl! Das werde ich tun! Ich bin Mannes genug dazu; ich bin nicht diejenige, die ſich etwas Derartiges bieten läßt, und wenn ich mit dieſem Schwedtke bis zum Staatsanwalt — doch, ich meine, ſoweit wird er es wohl nicht kommen laſſen, und deshalb möchte ich Sie bitten, ob Sie nicht Ihr moraliſches Übergewicht — —

Herbert (bedenklich): Ja, aber Schwedtke ſcheint *mir* nicht der Mann zu ſein, der auf Worte hört oder ſich durch irgend eine Anſtandspflicht für gebunden hält.

Frau Bauer: Daß Sie natürlich nicht meiner Tochter gegenüber irgend etwas äußern; oder überhaupt ſie irgend etwas empfinden laſſen!

Herbert: Aber, gnädige Frau, was *denken* Sie von mir?! Es iſt ja übrig, auch nur ein *Wort* darum zu verlieren — Selbſtverſtändlich . . . aber ſoweit müſſen Sie mich doch nun auch ſchon kennen —

Mika (mit Geſchirr): Mama, wollen wir bald Kaffee trinken?

Frau Bauer: Ja, mache ihn nur immer zurecht; ich komme dann. Unterhalten Sie nur ſo lange meine Tochter recht gut, Herr Doktor! (Ab nach rechts.)

(Während der folgenden Szene kann man vom Nebenzimmer erregt ſprechen hören.)

Mika (das Geſchirr hinſetzend): Herbert, du kommſt doch jetzt ſo ſelten? — Du kommſt doch faſt gar nicht mehr? — Haſt du mich denn nicht mehr lieb, du böſer Menſch du?!

Herbert (nervös): Ich weiß nicht! Du ſetzt einem auch immer gleich die Piſtole auf die Bruſt. — Gewiß habe

h dich noch lieb, gewiß, ganz gewiß, aber das ſind doch inge, über die ein feiner Menſch nicht redet.

Mika: Warum kommſt du denn ſo ſelten zu mir? önnen wir uns denn nicht wieder mal treffen?

Herbert: Warum ich ſo ſelten komme? Nun, wenn t es durchaus wiſſen willſt — und du willſt es ja iſſen! — ſo will ich es dir auch ſagen. Ich komme ſo lten, weil mich dieſes ſtilloſe Interieur in ſeiner Kultur- ſigkeit hier anwidert.

Mika (faſt weinend): Aber Herbert, das war doch über nicht der Fall!

Herbert: Möglich! Aber ich kann es nun einmal nicht rtragen. Verſtehſt du, ich ſehe zum Beiſpiel dieſes Kaiſer- riedrich-Bild dort, und ſofort habe ich eine ganze Vor- ellungskette: königstreues Beamtentum, liberaler Mittel- ınd, beſchränkt, leicht rötlich gefärbt, ſtolz der Ähnlich- it mit Mitgliedern des Herrſcherhauſes ... und daneben ingt dieſer ekelhafte ſpäte Böcklin — das Spiel der ellen, — und ſchon bin ich vollkommen aus der Stim- ung geriſſen. Ich ſehe dort das altmodiſch beſchränkte eſicht deines Vaters, das ganz zu dieſem plumpen ehr- hen Möbel des Sekretärs paßt, und daneben an der bergardine die Waſſerroſenſezeſſion. Bedaure, Liebſte, h halte ſo etwas nicht aus; meine Nerven vertragen das ıf die Dauer einfach nicht.

Mika: Alſo, Herbert, du liebſt mich nicht mehr?

Herbert: Aber liebes Kind, davon hat ja kein Menſch sher geredet! Verſtehe doch nicht immer Dinge, die gar cht geſagt ſind.

Mika: Ja, aber Herbert, was ſoll denn nun werden? erbert, was ſoll nun aus uns werden?

Herbert: Was nun werden ſoll? Ich begreif dich nicht Gar nichts ſoll werden! Was ſoll denn werden?

Mika: Ja, aber Herbert!

Herbert: Mika, du benimmſt dich wirklich in einer Weiſe gegen mich rückſichtslos, für die ich gar keine Worte finden kann. Ich habe dir ſchon öfter geſagt, daß du dir etwas einredeſt, daß es höchſt unwahrſcheinlich iſt, wenigſtens bei mir.

Mika: Herbert!

Herbert: Ja — es iſt ſogar völlig unmöglich, du täuſchſt dich, liebe Mika! Du mußt dich darin täuſchen! — Ich halte es bei mir für ausgeſchloſſen, für leider vollkommen ausgeſchloſſen, daß ich je Nachkommenſchaft erziele. Ich muß dir ſogar ſagen, Mika, daß mich dieſer Gedanke quält, und daß es mich oft ſchmerzlich berührt, wenn ich denke, daß niemals ein Stück von mir ſelbſt das zukünftige Land ſehen wird.

Mika: Ja, aber lieber Herbert!

Herbert: Denke dir, Mika, was ich dir nie geſagt habe, ich fürchte, ich bin gezeichnet von meinem Vater her! — Krank von der erſten Stunde meines Lebens! O, es iſt ja ſo widerlich, auch nur daran zu denken! (Schlägt die Hände vors Geſicht.)

Mika: Ja, aber liebſter Herbert, wenn es ſich nun trotz Ibſen ſo und nicht anders verhielte —?

Herbert: Nun, ſo könnte ich mich jetzt auch nicht darum kümmern. — Ich begreife dich nicht, Mika, immer kommſt du mir mit dieſen albernen Kleinigkeiten, für die ich wirklich jetzt keine Zeit habe, immer wieder kommſt du mir damit. Jetzt, wo ich mich ſeit Tagen in den entſetzlichſten ſeeliſchen Krämpfen winde, kommſt du mir

immer von neuem damit. Ich finde das im höchſten Grade unfair von dir. Ich habe mich in den letzten Tagen zu der ſchweren, niederdrückenden Erkenntnis durchgerungen, daß Nietzſche etwas iſt, das überwunden werden muß, ich bin ganz krank, phyſiſch krank von dieſer neuen Wahrheit, und da kommſt du mir mit deinen nichtsſagenden Kleinigkeiten dazwiſchen. Wenn du nur begreifen könnteſt, Mika, wie furchtbar gleichgültig dieſe deine Dinge ſind — gegenüber den ernſteren und tieferen Fragen des Lebens!

Mika (faſt weinend): Ja, aber Herbert, ſo geht das doch nicht weiter — Und deinethalben habe ich mich nun hingeſtellt und ge — —

Frau Bauer (ſchnell eintretend mit rotem Kopf): Nun, Mika, wie ſteht es mit dem Kaffee? Nun, wie ſteht es endlich damit? — Bummelei!

Mika: Gleich, gleich! Sehen Sie, Herbert, ſo iſt das nun jetzt immer hier. (Ab.)

Herbert: Ja, ich will nun gehen, Frau Bauer.

Frau Bauer: Bleiben Sie nur noch hier, Herr Doktor, wir trinken ja gleich Kaffee — aber Sie werden uns doch nicht die Ruhe fortnehmen — bleiben Sie nur: ich wollte Sie auch nachher über manches im Zarathuſtra befragen.

Herbert: Gewiß, da bin ich gern Ihr Cicerone, Frau Bauer. Wenn ich mich auch heute nicht mehr ſo ſehr für Nietzſche intereſſiere, ſo kann ich doch wohl mit Recht von mir ſagen, daß es in dem Buche keine Zeile gibt, keinen Gedanken, den ich nicht hundert Mal durchgefühlt und durchgelebt hätte.

Frau Bauer (leiſer): Nebenbei, im Vertrauen, ich habe dieſen Menſchen eben zur Rede geſtellt.

Herbert (ängſtlich): Sie haben ihn wirklich — zur Rede — ge — —

Frau Bauer: Jawohl, Herr Doktor! Oder glauben Sie vielleicht, ich ſei diejenige, die die Ehre ihres Hauſes mit Füßen treten läßt?

Mika (mit dem Kaffee, ſpitz): Bleibt Herr Berliner bei uns?

Frau Bauer: Aber gewiß, Mika, gewiß bleibt Herr Doktor!

Mika (ſtellt zwei Taſſen hin, ab nach rechts).

Frau Bauer: Was hat ſie denn gegen Sie? Es iſt nun wirklich mit dem Mädchen nicht mehr auszuhalten!

Herbert: Ja, Ihre Tochter benimmt ſich etwas eigenartig mir gegenüber, das muß ich ſagen! (Mika und Schwedtke von rechts, Schwedtke in roten Morgenſchuhen.)

Schwedtke (in der Tür): Eigentlich habe ich ja ſchon getrunken, Mikchen, und ich trinke niemals mehr wie 'ne Taſſe, aber wenn Sie mich ſo freundlich einladen — ich weiß nur nicht, ob das auch Ihrer Mutter recht ſein wird.

Frau Bauer: O bitte! Es kommt ja in meinem Hauſe durchaus nicht darauf an, ob einer mehr oder weniger mittrinkt.

Mika: Ach was, kommen Sie nur, Herr Schwedtke!

Schwedtke: Na ja, Mikchen, wenn Sie mich ſo ſchön bitten. — Geſtatten — (ſetzt ſich, die anderen desgleichen.)

Frau Bauer: Herr Doktor, warum machen Sie ſich eigentlich ſo rar in der letzten Zeit?

Herbert: Ja, Frau Bauer, an mir liegt es nicht, aber ich ſitze bis über beide Ohren in Arbeiten, die ich gern bald vollenden möchte.

Frau Bauer: Sind ſie denn ſo eilig?

Herbert: Nein, das gerade nicht. Aber ich möchte ſie
ch gern fertig haben, ehe ich Berlin verlaſſe.

Mika (faſt ängſtlich): Sie wollen wirklich Berlin
laſſen, Herbert?

Schwedtke: Nee, hören Sie mal, Sie laſſen wir
fach nicht weg, das geht ja gar nicht!

Frau Bauer: Aber, Herr Doktor, Sie wollen uns
treu werden? Das wäre doch recht ſchade!

Herbert: Ja, ich denke nach Wien zu gehen. Ich
he noch mit meinem Vater in Unterhandlung deswegen.
ein Vater möchte gern, daß ich wieder nach München
je, aber ich kann und kann nun einmal die bajuvariſchen
aſtſtoffel nicht vertragen.

Mika: Warum wollen Sie denn fort, Herbert?

Herbert: Ja, das iſt gar nicht leicht zu ſagen, Mika,
s iſt eine ſehr delikate Sache.

Schwedtke: So ſo — ach ſo — ja ſo —

Herbert: Erſtens, wiſſen Sie ja ſo gut wie ich, daß
mich mit meinem Vater nicht ſtehe — er benimmt ſich
ht gentlemanlike gegen mich.

Schwedtke: Na, er wird wohl eben mit ſeinem kleinen
rrn Sohn etwas unzufrieden ſein.

Herbert: Ich begreife nicht, Herr Schwedtke, wie Sie
zu kommen, ſo etwas zu behaupten!

Schwedtke: Behaupten?! — Nee — aber ich dachte
r das ſo —

Herbert: Nun — dann dachten Sie etwas Falſches!

Schwedtke: Auch möglich!

Frau Bauer: Aber weswegen wollen Sie uns denn
n eigentlich verlaſſen, Herr Doktor! Das iſt wirklich
ſchade!

Herbert: Ja, liebe Frau Bauer, ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich hier in dieser Parvenupolis, in dieser Bierbürgeratmosphäre, zwischen all diesem Professorengeklüngel so sehr wenig wohl fühle; vor allem ist es aber das Fehlen jeder Höhenkunst, das mich einfach vertreibt von Berlin.

Frau Bauer: Ja, ja, die Verhältnisse, . . . die sind hier im ganzen etwas beschränkt.

Herbert: Ja, und in Wien — und ich werde es wohl durchsetzen, daß ich nach Wien gehe — wenn ich auch die Semester fürs Studium verliere, ich gewinne sie ja hundertfach für das Leben zurück — ja, und in Wien, da findet man heute noch Kultur, da wird noch eine Kunst heute geschaffen. Aber was ist denn hier? Doch nur der allertraurigste Kitsch. Da in Wien, da findet man noch heutzutage Ästheten, da gibt es wirklich Künstler mit Horizonten, da steht, denken Sie, Frau Bauer, jetzt eine ganze junge Generation von Künstlern nebeneinander, wie ein Wald schlanker Lorbeerbäume.

Schwedtke: Na, wir haben auch einen Wiener im Bureau; ich habe aber wirklich noch nie bemerkt, daß der ein Lorbeerstamm ist. Wirklich nicht.

Herbert: Lieber Herr Schwedtke, ich sprach hier soeben von Künstlern und nicht von Bankbeamten.

Schwedtke: Na, meinen Sie vielleicht, daß ein Bankbeamter was Schlechteres ist, Sie junger Mann?

Herbert: Durchaus nicht, durchaus nicht; das habe ich nie damit aussprechen wollen. Ich meinte nur, daß ein Künstler etwas anderes ist.

Schwedtke: Na, das ist ja bei Gott nichts Neues, was Sie da behaupten; . . . Mikchen, nun sagen Sie aber

mal, was iſt denn mit Ihnen los? Sie ſitzen ja beinah da wie 'n betrübter Lohgerber von de Fiſcherbrücke, dem die Felle weggeſchwommen ſind. Warum trinken Sie denn nicht! Trinken Sie doch! Kommen Sie — ich gieße Ihnen 'ne Taſſe ein.

Mika: Zu liebenswürdig, lieber Freund, aber (ſchuddernd) ich mag heute wirklich nicht.

Frau Bauer (ſteht auf und geht nach Schwedtkes Zimmer): Sie entſchuldigen wohl, Herr Schwedtke, aber ich habe noch etwas Wichtiges drin zu ſchreiben. Herr Doktor, Sie bleiben aber doch noch etwas hier, ich wollte Sie doch noch wegen des Zarathuſtra — —

Herbert: Ja, Frau Bauer, lange habe ich wirklich nicht mehr — —

Frau Bauer: Aber Herr Doktor, Sie werden doch wohl noch ein Viertelſtündchen für mich übrig haben — vor allem, wo Sie uns ja, wie Sie uns vorhin eröffneten, Ihre anregende Geſellſchaft überhaupt für einige Zeit entziehen wollen — Nein, Herr Doktor, bitte, Sie bleiben noch etwas —

Mika (hat währenddeſſen begonnen abzuräumen).

Schwedtke: Wer wäſcht nu das Geſchirr ab, Mikchen?

Mika: Ich! — Wer ſoll es denn ſonſt tun?! (Langſam abgehend.)

Schwedtke: Sehen Sie, Herr Berliner, alles muß das Mädchen hier machen — auch alles; die Alte rührt nicht 'n Finger in der Wirtſchaft. — Und wie wird ſie dafür behandelt; na, das kann einen manchmal ordentlich jammern. Sie haben es ja jetzt eben wieder geſehn, — und das iſt nu hier bald jeden Tag ſo.

Herbert (nach einer langen Pauſe, ängſtlich): Hören Sie,

lieber Herr Schwedtke, Sie müſſen entſchuldigen, ich bin da vorhin nicht — wie ſoll ich ſagen — ich habe mich da vorhin Ihnen gegenüber nicht ganz korrekt benommen; oder ich habe vielleicht auch nur im Ausdruck gefehlt ... — es war nicht ſo gemeint, lieber Schwedtke — bitte —. Wir ſind ja doch — ich möchte faſt ſagen — langjährige Freunde, und da hoffe ich, daß Sie nicht pedantiſch ſich an das Wort, — ſondern verſtehen, daß man ... Ich habe in der letzten Zeit ſo ſtarke ſeeliſche Erregungen durch-durchgemacht —

Schwedtke: So ſo — ach ſo —

Herbert: Ja, ich möchte faſt ſagen *phyſiſche* Erregungen. — Es hat zwiſchen mir und meinem Lieblingsphiloſophen heftige Auseinanderſetzungen gegeben in den letzten Tagen — und da bin ich noch immer etwas verwirrt. Sie müſſen mir das zugute halten!

Schwedtke: Aber, lieber Herr Berliner, — es iſt doch aber gar nichts vorgefallen ... Nein, nein; Sie ſind mir *keineswegs* zu nahe getreten, durchaus nicht, die Schuld liegt ganz auf meiner Seite. *Sie* müſſen verzeihen. Ich bin in den letzten Tagen etwas kriegeriſcher Stimmung. Denken Sie ſich, die Ahrenthaler, von denen ich Ihnen damals ſprach, ſie ſteigen immer noch, ich habe bisher an dem halben Stück ohne Courtage achtunddreißig Mark und fünfundſiebzig Pfennig verloren — und dann habe ich *eben* hier im *Hauſe* einen Ärger gehabt, daß ich einfach ratlos bin — ich weiß gar nicht, was ich machen ſoll.

Herbert (bietet Zigaretten an): Rauchen Sie?

Schwedtke: Ja, einen Ärger hier im Hauſe — ich bin janz wie vor'n Kopp jeſchlagen —

Herbert (aufstehend): Ich muß aber wohl jetzt gehen!

Schwedtke: Aber so bleiben Sie doch noch, Berliner!

Herbert: Ich habe aber wirklich kaum Zeit, lieber Freund. (Setzt sich wieder.)

Schwedtke: Aber bleiben Sie doch — nein wirklich, ich muß mit Ihnen sprechen, lieber Berliner, ich habe ja niemand, mit dem ich sonst über die Sache sprechen kann.

Herbert (ausweichend): Ja — aber ich müßte bald — —

Schwedtke: Verstehen Sie, lieber Berliner, ich habe ja doch niemand; ich stehe seit meinem vierzehnten Jahre allein in der Welt. Sehen Sie, mein Vormund sagte immer — ja also — und die Leute in meinem Bureau, alles ganz nette Menschen. Einer sogar darunter, ein reizender, Kerl und meine Kameraden von der „fidelen Ratze", alles — ehrlich gesagt — ganz famose Brüder. Aber ich kann doch unmöglich solche Angelegenheit mit ihnen besprechen. Und ich muß mit jemandem reden; Sie werden mir das nicht übel nehmen.

Herbert: Was ist denn? Aber ich weiß nicht, ob ich gerade —

Schwedtke: Sie müssen mir das nicht übel nehmen, wenn ich Sie da in ne Sache hineinziehe, die Sie gar nichts angeht; aber sehen Sie, Sie sind doch mein einziger Freund hier, mit dem ich mal ne ernste Angelegenheit in Ruhe durchsprechen kann. — —

Herbert: Ja, wenn ich Ihnen nur irgendwie helfen könnte!

Schwedtke: Ach, es ist ja nicht pekuniär, Gottlob. Aber denken Sie nur, was mir jetzt hier passiert ist; ich bin ja einfach platt!

Herbert: Aber was kann denn das nur ſein?

Schwedtke: Denken Sie, vorhin ſagt mir die Alte —

Herbert: Was ſagt ſie?

Schwedtke: Oder ſie ſtellt mich vielmehr zur Rede —

Herbert (erſtaunt): Stellt Sie ſogar zur Rede?

Schwedtke: Ja, können Sie das begreifen?

Herbert (lächelnd): Das iſt eine Gewiſſensfrage, lieber Schwedtke.

Schwedtke: Ich weiß gar nicht, was ich da machen ſoll. Und davon ſteht doch gar nichts bei Moſes un de Propheten geſchrieben. Wir haben uns ein bißchen um den Tiſch gejagt, neulich abend — na ja — wiſſen Sie noch, wie Sie dazu kamen? Alſo weiter war nichts, wirklich und wahrhaftig nichts. Aber die Frau iſt ja gar nicht davon abzubringen; — ich weiß gar nicht, was ich tun ſoll. Denken Sie, ſie hat mich einen Wüſtling genannt, — einen Wüſtling! Ich weiß ja überhaupt nicht, was ich dazu ſagen ſoll. Ich wohne ſeit zwanzig Jahren Chambregarnie, aber ſo was is mir noch nie paſſiert!

Herbert: Na, aber mein lieber Schwedtke, hören Sie, mein Beſter, — hat ſie denn da ſo unrecht? Kann man es ihr denn übel nehmen? Und wenn das nu wirklich mal paſſiert iſt — — Na na, reden Sie nicht, *ich* kenne doch das! Aber wiſſen Sie, wirklich, Sie *ſteigen* in meiner Achtung. Das hätte ich Ihnen ja gar nicht mehr zugetraut! Das imponiert mir wirklich von Ihnen. Sie ſind ja im Grunde ein ganz verfluchter Kerl — Sie alter Wüſtling!

Schwedtke: Aber wenn ich Ihnen *verſichere*, lieber Berliner, daß nichts von Bedeutung —

Herbert: Ich verſtehe, — ich verſtehe, lieber Schwedtke!

ien Sie, wenn zum Beiſpiel mir das nachgeſagt würde, würde das auch nicht zugeben. Natürlich, man gibt ſo as nie zu. Das iſt nicht fair, nicht gentlemanlike, t kavaliermäßig. Gewiß, ich begreife es, daß Sie die che geheim halten; aber mir, mir können Sie's doch ig eingeſtehn!

Schwedtke: Alſo, ich verſichere Ihnen, es iſt nichts Belang zwiſchen mir und Mikchen!

Herbert: Na ja, ich verſtehe das ja; ich würde das) ſagen.

Schwedtke: Alſo, Sie mögen glauben, was Sie len, das geht mich gar nichts an! Sie können ja nken, was Sie mögen! Aber ich finde, das iſt ge- ezu eine Roheit von der Mutter. Wenn ich's noch in wär', aber ſie bereitet dem armen Ding meinet- gen die Hölle hier. Und dabei verſichere ich Ihnen, Sache iſt nicht mal halb ſo ſchlimm, wie ſie ge- cht wird.

Herbert: Nun, lieber Schwedtke, ich finde ja die Sache erhaupt nicht ſchlimm. Es iſt nur durchaus natür- und folgerichtig. — Wiſſen Sie, Schwedtke, eigent- h beneide ich Sie.

Schwedtke (halb ärgerlich, halb geſchmeichelt): Nun hören e aber ſchon auf damit, Berliner!

Herbert: Wiſſen Sie, ich beneide Sie wirklich um re Jugend, lieber Schwedtke . . . Ich könnte das in ren Jahren nicht mehr, lieber Schwedtke. Das weiß . Ich habe ſchon jetzt Weiber bis hierher.

Schwedtke: Dafür habe ich gar kein Verſtändnis, lieber erliner!

Herbert: Das bewundere ich ja eben an Ihnen.

Schwedtke: Aber nun ſagen Sie wirklich, Berliner, was ſoll ich bloß in der Angelegenheit tun? Reden Sie mal ein vernünftiges Wort. Was denken Sie denn? — Wegziehen, wiſſen Se, möcht ich nich gern — und ich kann doch unmöglich —

Herbert (aufſpringend und auf- und niedergehend): Was Sie in der Angelegenheit tun ſollen?! Aber, lieber Herr, das kann ich Ihnen doch nicht ſagen! Ich doch nicht! Das müſſen Sie doch ſelbſt wiſſen. Ich werde mich doch nicht in Ihre Angelegenheiten hineinmiſchen. Ich kann Ihnen doch keinen Rat erteilen. Wenn ich gefragt würde — aber Sie haben mich ja nicht gefragt — ſo würde ich ſagen, es gibt gewiſſe Anſtandspflichten, die man als Menſch, der etwas auf ſich hält, nun mal nicht umgehen kann — nicht wahr? Es iſt unleugbar, daß es die gibt; man mag ſo freidenkend ſein, wie man will, man deduziert ſie nicht weg; wenigſtens gibt es gewiſſe Kreiſe — unſere Kreiſe, in denen ſie aufrecht erhalten werden. Nicht wahr? Das würde ich ſagen, wenn mich jemand fragte. Aber Sie haben mich ja nicht gefragt. Verſtehen Sie mich recht! Ich will Ihnen da keineswegs einen Rat erteilen. — Wiſſen Sie, was Tſchandala iſt?

Schwedtke: Nein — —

Herbert: Nun, ich will es Ihnen auch nicht erklären; aber im andern Falle würde man das bei uns Tſchandala nennen; oder ich will es Ihnen doch ſagen, da Sie mich ja, wenn ich Sie recht verſtanden habe, nicht um Rat gefragt haben — Tſchandala iſt die Bezeichnung für die Moral der niederſten Kaſte der Inder!

Schwedtke: Ach ja, jetzt erinnere ich mich — natürlich.

Mika (tritt ein).

Herbert: Gewiß, ich werde meinen Vater noch heute
n, ob er meint, daß die Ahrenfelder noch weiter
:n. Ich gebe Ihnen ſicher Beſcheid.

Schwedtke: Na, Mikchen! Nun alles fertig? Ab-
ſchen? Sie ſind ein fleißiges Mädchen — ſo habe
gern —. Man mag ſagen, was man will: die
tſchaft ſteht doch der Frau am beſten.

Herbert: Wenn ich nicht von Nietzſche jetzt zurück-
mmen wäre, ſo würde ich entgegnen, daß der Mann für
Krieg erzogen werden muß, das Weib aber für die
olung des Kriegers.

Schwedtke: Und ich ſage Ihnen, Mikchen, nehmen
ſich das nicht zu Herzen.

Mika: Was ſoll ich mir denn zu Herzen nehmen?
it Blick auf Herbert.) Ich denke ja gar nicht daran. Das
mir ja ganz egal. — Nein, da ſind Sie im Irr-
ı, Herr Schwedtke!

Schwedtke: Na, ſehen Sie, Mikchen, das dachte ich
auch gleich. Wenn Ihre Mutter auch jetzt immer ſo
Ihnen iſt — nicht wahr? — ſie meint es ja auch nicht
— und es wird ſchon wieder anders werden. Und ſie
t ja doch eigentlich keinen Grund dazu — das iſt doch
irklich nicht ſo ſchlimm geweſen — damals.

Mika (aufatmend): Nein, gewiß nicht.

Schwedtke: Und deswegen, meine ich, ſeien Sie gutes
utes, Mikchen . . . wir haben alle im Leben was aus-
halten. Das bringt das Leben ſo mit ſich. Das iſt
ı mal nicht anders. — Wiſſen Sie, Mika, — mein Vor-
und, — wirklich, ich wollte mal ins Waſſer gehn als Junge.

Mika: Ach — na, es iſt doch recht gut für uns,
ß Sie es nicht getan haben.

Schwedtke: Meinen Sie das wirklich, Mika? Na, das ist ja jedenfalls sehr liebenswürdig, wenn Sie mich heute damit trösten.

Herbert: Also, meine Lieben, ihr müßt es mir nicht übel nehmen — ich bin ja wohl auch hier überflüssig, — wenn ich jetzt — ich werde nämlich zu Hause —

Frau Bauer (in der Tür): Nein, nein, Herr Doktor, so kommen Sie mir hier nicht fort, Sie müssen mir noch strikte Rede und Antwort stehen.

Herbert (zusammenfahrend): Ach Gott, ich habe mich so erschrocken. Sie tauchten da eben auf, Frau Bauer — wie der rächende Geist aus der Versenkung.

Frau Bauer: Der bin ich auch, Herr Doktor, Sie sollen mir Rede und Antwort stehen, aber gleich!

Herbert: Ja, ich habe nun aber bei Gott —

Frau Bauer: Ja, wenn Sie mir nun einmal den Zarathustra leihen, so müssen Sie auch die Folgen tragen. Kommen Sie nur herein, Herr Doktor, in die Folterkammer.

Herbert: Ja, aber nur kurze Zeit, Frau Bauer. (Geht nach der Tür.)

Frau Bauer: Was, meinen Sie, will Nietzsche im Anfang mit dem Narren, welcher der Seiltänzer . . .?

Herbert: Das werde ich Ihnen dann erklären. Gerade diese Partie ist sehr dunkel und deutungsreich. Ich dachte früher immer an eine Napoleon-ähnliche Persönlichkeit bei diesem Kapitel.

Frau Bauer: Ja, und dann muß ich Ihnen noch die Protokolle unserer letzten Verhandlungen... — (Beide ab.)

Schwedtke: Na, Mikchen, Sie haben mir doch noch gar nichts von Ihrer Reise erzählt. War's denn hübsch die

drei Wochen in Breslau? Haben Sie ſich auch amüſiert da, Mikchen?

Mika (leiſe lachend): O danke, ich habe mich wirklich ſehr gut amüſiert!

Schwedtke: Na, das freut mich; ich dachte ſchon, es hätte Ihnen da nicht gefallen, — weil die Tante Agathe doch ſo grob ſein ſoll —

Mika: Ach nein, ſie war auf ihre Art ſehr nett.

(Pauſe.)

Schwedtke: Aber Sie ſind doch jetzt immer ſo mißgeſtimmt, Mikchen?

Mika: Bin ich das wirklich?

Schwedtke: Ich finde es wenigſtens —

Mika: Ach ja, man hat ſo viel Kummer.

Schwedtke: Aber Mikchen, das iſt doch wahrhaftig nicht ſo ſchlimm!

Mika: Ach, was wiſſen Sie denn?

Schwedtke: Na ja, Ihre Mutter iſt nicht gut zu Ihnen — aber das müſſen Sie doch nu ſchon gewohnt ſein! —

Mika: Nein, an ſo etwas gewöhnt man ſich eben nicht. Ach und alles — und ich bin ja ſo unglücklich!

Schwedtke: Na, denken Sie vielleicht, ich plantſche in Glück und Wonne wie der Karpfen in de Fiſchtiene? Von Kind an unter fremden Leuten — mein Vormund — eine Canaille! Ins Waſſer habe ich als Junge gehn wollen. Nu ja, was ich geworden bin, das bin ich aus eigner Kraft geworden, das iſt richtig; aber meinen Sie, Mikchen, daß das ein Vergnügen iſt, immer wieder die Chambregarniſtenbude und das Reſtauranteſſen, wo das Schweinefilet wie die Rehkeule ſchmeckt. Denken Sie viel-

leicht, — das ist ein Vergnügen? Und der Kegelklub — es sind ja ganz famose Leute darunter, und ich bin ja auch ganz gerne da, — alles was recht ist, — aber das Richtige ist es doch nicht. Sehen Sie, Mikchen, ich bin ne tief angelegte Natur — und das kann mich auf die Dauer nicht befriedigen. Da muß man sich ja unglücklich fühlen! Wenn ich denke, meine Kollegen, vier, fünf Jahre jünger als ich, die gehen Sonntags schon mit ihren Kindern nach 'm Grunewald — un unsereiner?! Nee, das ist kein Leben, das ich führe, dabei muß man sich ja unglücklich fühlen!

Mika: Ja, das kann ich verstehen, Herr Schwedtke!

Schwedtke: Ja, sehen Sie, und Sie, Mika, Sie laufen hier ebenso unverstanden rum — sehen Sie, deswegen habe ich immer so'n Mitleid mit Ihnen!

Mika: Ach ja, Herr Schwedtke, Sie sind der einzige hier — wirklich der einzige —

Schwedtke: Sehen Sie, Mikchen, Ihre Mutter — ich will ja nichts gegen Ihre Mutter sagen — aber meinen Sie, ich durchschaue die Frau nicht? Halten Sie mich wirklich für so dumm, daß ich nicht sehe, daß alles an ihr Tünche ist, und sowie man schrapt, ist gleich die nackte Wand da?! Wir zwei beide sind die einzig wahren und anständigen Menschen hier. Meinen Sie, Mikchen, — ich weiß das nicht? Und dieser Fatzke, der junge Berliner, haben Sie das auch schon bemerkt? Der ist ja ein ganz unmoralischer Mensch!!?

Mika (leise lachend): Ja, das scheint mir auch bald so.

Schwedtke: Wissen Sie, was er mir vorhin gesagt hat? Können Sie das raten?

Mika (erſchrocken): Was hat er geſagt? Hat er was ber mich geſagt?

Schwedtke: Über Sie?! Kein Wort! Wiſſen Sie, Rikchen, ich bin ſonſt gutmütig, aber dann hätte ich den Renſchen mir vorgenommen, da hätte er ſeine Knochen im Taſchentuch zuſammenſuchen können. — Ich hätte den Burſchen ja dezimiert. — Sehen Sie mal, die hier — ie Nummer hängt draußen beim Handſchuhladen vor der Türe — na, das wäre ja noch beſſer —

Mika: Aber, was hat er denn geſagt?

Schwedtke: Ach, das kann ich Ihnen eigentlich gar icht wieder erzählen.

Mika: Ach ſagen Sie's mir, lieber, lieber Herr Schwedtke!

Schwedtke: Na ja, alſo er ſagt; alſo hören Sie, aber Sie müſſen mir's nicht übel nehmen — ſagt doch dieſer Fatzke vorhin, er hätte Weiber bis hierher —

Mika (ihn ſchlagend): Aber pfui, aber pfui, aber pfui, Herr Schwedtke!!

Schwedtke: Und wiſſen Sie, was er noch ſagt?

Mika (verſchämt): Ach nein, ich will auch gar nichts mehr hören!

Schwedtke: Na, hören Sie doch, es iſt doch nicht ſo ſchlimm —

Mika: Nein, nein, ich mag nicht — ich halte mir die Ohren zu, Herr Schwedtke!

Schwedtke: Aber es iſt doch gar nicht ſo ſchlimm, nu hören Sie doch, Mikchen!

Mika: Ja, aber —

Schwedtke: Alſo ſagt er doch, daß er mich um meine Jugend beneidet —

Mika: Aber, Herr Schwedtke! (wendet ſich ab).

Schwedtke: Na, wiſſen Sie, da hat er ja eigentlich ganz recht, denn mit meinen neununddreißig bin ich jünger als er mit ſeinen einundzwanzig — da können Sie verſichert ſein!

Mika (ihn anſehend): Ja, das glaube ich auch —

Schwedtke: Faſſen Sie mal den Arm an, Mika! Das iſt alles vom Kegelſchieben. Faſſen Sie mal an! Da können Sie Steine drauf kloppen, Mikchen!

Mika: Ach nein, das ſchickt ſich wohl doch nicht, Herr Schwedtke!

Schwedtke: Na, faſſen Sie mal an. Das können Sie doch ruhig. Das iſt noch längſt kein bindendes Eheverſprechen!

Mika (ganz zaghaft ihn antippend): Ja, wirklich, wie Stein, das hätte ich gar nicht gedacht von Ihnen — (bewundernd), daß ein Mann ſolche Muskeln hat! Ich habe gar keine.

Schwedtke (die Hand um ihren Arm legend): Na, zeigen Sie mal her! — Sie müſſen den Arm ganz langſam biegen!

Mika: Aber nicht doch, Herr Schwedtke!

Schwedtke: Ganz langſam biegen, Mikchen!

Mika: Aber Sie drücken mich ja ſo, Herr Schwedtke, ich kriege ja ganz braun und blaue Flecke.

Schwedtke (ihr die Wangen ſtreichelnd): Ach, das iſt doch für'n Anfang ganz nett, Mikchen. Sie müßten nur tüchtig Kegel ſchieben; wiſſen Sie, aber abwechſelnd mit der rechten und mit der linken Hand.

Mika: Ach Gott, wie kann man denn das als Mädchen?! Wiſſen Sie, wenn ich des Abends im Bette liege,

ganz ruhig und still, dann denke ich immer, wie schön es gewesen wäre, wenn ich ein Junge geworden wäre!

Schwedtke: Nee, offen gestanden, Mikchen, ich hätte mich gerne gesehen. Sie gefallen mir als Mädchen viel besser! —

Mika: Pfui! Sie sind aber schlimm, Herr Schwedtke!

Schwedtke: Na was denn? Aber das kann man doch doch sagen!!

Mika: Nein, ich hätte es wirklich als Mann besser gehabt!

Schwedtke: Na, weshalb denn? Das möchte ich doch wissen! Meinen Sie, die müssen sich nicht quälen?

Mika: Ach, das ist es ja nicht! Aber so'n Mann hat's so gut. Sie wissen ja gar nicht, wie dankbar Sie sein müssen, daß Sie ein Mann sind.

Schwedtke: Aber weshalb denn, Mikchen?

Mika: Na, in manchen Beziehungen —

Schwedtke: Aber so sagen Sie's mir doch schon, Mikchen!

Mika: Ach nein, das kann ich ja nich sagen!

Schwedtke: Aber Mikchen, nu seien Sie doch nicht so!

Mika: Nein, nein, es geht nicht, Herr Schwedtke — —

Schwedtke: Aber Mikchen, nu sehen Sie mal, Sie haben vorhin mir versichert, ich bin der einzige, und jetzt wollen Sie mir das nicht mal anvertrauen.

Mika: Na ja, ich will's ja sagen — aber Sie dürfen es mir nicht übel nehmen und dürfen deshalb nicht etwa was Schlechtes von mir denken —

Schwedtke: Und wenn ich selbst dürfte, Mikchen; Das könnte ich ja gar nicht, Mikchen!

Mika: Also, sehen Sie, Herr Schwedtke, (rezitierend) Sie

ſind doch ein Mann — und Sie haben die Wahl und d Freiheit. Aber wir, wir müſſen warten und immer wa ten, bis einer kommt. Sehen Sie, Schwedtke, man i doch jung und alles kocht in einem und da müſſen wi immer und immer duckmäuſern. Anſtatt uns dem Liebſte in die Arme zu werfen und ihn abzuküſſen, daß uns de Atem wegbleibt, warten wir und warten wir, bis er a uns vorbeigegangen iſt. — Und dann weinen wir un ſtrecken in den Nächten unſere weißen Arme nach ihm aus Und ſo'n Mann, der kommt einfach wie der Sturmwind daher und reißt die reifen Früchte vom Baum herunter, ſich in den Schoß.

Schwedtke (verſucht ſie an ſich zu ziehen): Sehen Sie, Mikchen, das hat ja auch wieder ſein Gutes. Das hat die Natur ganz weiſe ſo eingerichtet; denn, wenn es anders wäre, dann könnte ſich die Frau — na, wie ſoll ich das ſagen — dann könnte ſie eben nicht rein bleiben. — Verſtehen Sie, Mikchen?

Mika: Aber nicht, Herr Schwedtke, das geht jetzt wirklich nicht, Herr Schwedtke! Denken Sie, wenn jetzt meine Mutter reinkommt. Sie wiſſen ja, ſie iſt ſowieſo immer ſo komiſch in der letzten Zeit!

Schwedtke: Na, und wenn Ihre Mutter ſchon kommt, — was iſt denn da ſchon Schlimmes? Was iſt denn m da ſchon dabei, wenn wir beide hier umgefaßt auf dem Sofa ſitzen? Das werde ich ihr gegenüber ſchon verteidigen können! Oder glaubſt du nicht, Mikchen? Ich will ſie ſchon zum Schweigen bringen, wenn ſie mir wieder grob kommt.

Mika (ſich an ihn lehnend): Ach, wie ich mich nach dir geſehnt habe, du Guter, du Lieber! Die ganze lange

Zeit! Ich habe schon immer jetzt in den Tagen gedacht, du würdest es mir sagen. Ich habe dich eigentlich lieb von der Stunde an, wo ich dich zuerst gesehen habe. (Sie küssen sich.) Weißt du, wie du kamst, dir das Zimmer ansehen?

Schwedtke: Aber Mikchen, wie kannst du denken, daß ich das vergessen habe? Deinetwegen bin ich ja nur hierhergezogen. Meinst du, ich hätte sonst fünfunddreißig Mark gezahlt für das Zimmer?

Mika (ihn schlagend): Pfui! Du alter Schwerenöter! Also deswegen bist du hierher gezogen, Emil? Und ich liefere mich so einfach dir aus! Ganz wie ich hier bin! — Gott, was bin ich noch dumm, daß ich diese Männer nicht durchschaue! (Sie küssen sich, sich losreißend.) Emil, wenn jetzt die Mutter kommt!

Schwedtke: Lassen Sie sie nur kommen, Mikchen! Meinetwegen kann sie schon da sein!

Mika (läuft und nimmt eine Photographie von der Wand): Emil, suche mal, wer ich hier bin! Paß auf, du findest mich nicht. — Da war ich dreizehn Jahre, in der zweiten Klasse. — Da habe ich noch offene Haare getragen.

Schwedtke: Na natürlich, Mikchen — ich soll dich nicht rausfinden? — Da bist ja! Du siehst noch genau so aus. Dasselbe süße Kinderschnuteken! (Sie küssen sich.)

Mika: Aber, Emil, was wird nur die Mutter sagen zu uns beiden!

Schwedtke: Na, das weiß ich doch nicht. Geht mich auch nicht die Bohne an! Ach Gott, was bin ich froh, Mikchen, daß ich dich jetzt habe! Ich habe immer gefürchtet, es schnappt dich doch noch ein anderer mir weg. Weißt du, der Stri oder Schki oder wie der Kerl hieß, der lange

Polle, derr immerr mit ſeiner Gaige hier angelaufen kam, und dann der käſige, ethiſche Doktor . . . auf die beiden Brüder bin ich ja hölliſch eiferſüchtig geweſen; aber bei dem Fatzke, dem Berliner, da hab ich mir jar nichts draus gemacht, denn da — weißte — habe ich mir doch gleich geſagt, daß der Menſch keine reellen Abſichten hat. Am liebſten, Mikchen, wär ich ja ſchon längſt gekommen, aber ich hab mich nicht recht getraut. Ich habe immer gedacht, du biſt doch zu gut für mich. Ich bin ja eigentlich auch auf der Realſchule geweſen — es is wahr — drei Jahre noch nach de erſte Klaſſe — beinah bis zum Einjährigen bin ich gekommen, aber in den zwanzig Jahren habe ich ja ſchon mehr wieder vergeſſen, als ich je gelernt habe. Und du biſt doch ſogar ne Schriftſtellerin.

Mika: Ach ja, Emil, ich muß aber weiter ſchreiben dürfen —

Schwedtke: Na natürlich, Mikchen! Du kannſt den ganzen lieben, langen Tag ſchreiben, ſoviel de willſt, wenn ich im Bureau bin — und ſo lange ſich das noch nich wegen de Kinder von ſelbſt verbietet.

Mika (ihn in die Seite ſtoßend): Pfui, Emil! Du biſt aber furchtbar ungezogen, wirklich! (Sie küſſen ſich.)

Frau Bauer (bleibt wie erſtarrt in der Tür ſtehn): Herr Schwedtke, mein Herr, Sie widerſprachen mir vorhin — und nun? So mißbrauchen Sie alſo das Vertrauen einer armen Witwe? Aber, ich ſage Ihnen, mein Herr, ich weiſe meine Tochter Mika noch heute aus dem Hauſe. (Mika hängt ſich an Schwedtke.)

Schwedtke: Das werden Sie nicht tun, Frau Bauer, und es wird auch gehen. Sonſt würde ich nämlich für

mein Fräulein Braut hier ein anderes Logis ſuchen und damit wäre der Umſtand kurz und klar behoben.

Frau Bauer (hin- und herlaufend): Ja, aber Herr Schwedtke, da müſſen Sie mich doch erſt fragen! Aber Herr Schwedtke, das überraſcht mich! Ja, aber Herr Schwedtke, das können Sie mir doch als Mutter nicht verargen. Ich finde Sie hier im Tête-a-tête mit meiner Tochter. Wenn ich auch ſo etwas geahnt habe in den letzten Tagen, ſo hatte ich ja nicht Gewißheit. Aber ich kannte Sie als Ehrenmann, ſo lange Sie in meinem Haus ſind. Ich freue mich ja außerordentlich, Sie als Schwiegerſohn begrüßen zu dürfen. Sie ſind wirklich beide wie für einander geſchaffen! Sie konnten ja keine beſſere Wahl treffen! Es beglückt mich ja außerordentlich! (Ihm die Hand ſchüttelnd.) Komm her, Mikchen, liebes, gutes Kind! Nun willſt du von deiner alten Mutter fortgehen? Das willſt du tun? Das bringſt du übers Herz? Du böſes Kind? — Liebſter Schwiegerſohn, wiſſen Sie denn, was Sie mir nehmen werden?

Schwedtke (während Mutter und Tochter ſich in den Armen liegen): Ja, Frau Bauer, es iſt ja gewiß recht ſchlimm für Sie . . . aber es iſt nun nichts mehr zu machen, das hätten Se früher ſagen müſſen.

Frau Bauer: Herr Doktor, Herr Doktor, kommen Sie ſchnell! Hier gibt's was Neues!

Herbert: Aber was denn, Frau Bauer?

Frau Bauer: Geſtatten Sie, daß ich Sie miteinander bekannt mache. Herr Doktor Berliner . . . meine Tochter, Ihr Bräutigam — Herr Schwedtke!

Herbert (hüpfend): Aber das iſt ja famos! Ach, das iſt ja prächtig! Ach, das iſt ja reizend! Nein, wie

das für mich überraſchend kommt! Aber Mika, das iſt ja — ſo-ſo-ſo erſtaunlich überraſchend gekommen! Meinen herzlichſten Glückwunſch zu dieſem Schwiegerſohn, Frau Bauer! Dieſer Schwedtke iſt wirklich von je eine ſchätzenswerte und noble Natur! Eine ſelten ſympathiſche Erſcheinung! Sagen Sie, alter lieber Schwedtke, darf ich Ihrer Braut nen Kuß geben? Darf ich das? Wiſſen Sie, ich bin ſo von Herzen erfreut, ich kann gar nicht anders!

Schwedtke: Na ja, wenn es Ihnen einmal ein Herzensbedürfnis iſt, warum denn nicht? Aber ſonſt kann ich in ſolchen Sachen — das können Sie ſich wohl denken — eklig, einfach ſcheußlich eklig werden. (Herbert und Mika fliegen ſich in die Arme und küſſen ſich.) Na, hören Sie mal, hören Sie mal, Sie ſcheinen mir aber darin auch ne gewiſſe Technik zu beſitzen, alter Junge!

Herbert: Abendbrot, Abendbrot, liebſte, beſte, angebetete Frau Bauer, neugebackene Schwiegermutter ... Abendbrot! Warten Sie, ich hole Champagner rauf. Laſſen Sie, laſſen Sie, Frau Bauer, ich mach mir die Freude — ich muß ja ſowieſo auch noch meinen Abſchied geben. Nein! nein! Ich mache mir die Freude! Ich mache mir die Freude! Ich laufe, ich ſpringe, ich bin gleich wieder da! (Ab.)

Frau Bauer: Dieſer Doktor, dieſer Doktor, nein, was iſt das für ein Menſch, dieſer Doktor! Haſt du dieſe aufrichtige und ſelbſtloſe Freude von ihm geſehen, Mika? Das iſt doch wirklich reizend! Wirklich, man kann es ja keinem Mädchen übel nehmen, wenn es ſich in den verliebt! (Schwedtke und Mika ſind von großer Zärtlichkeit beſeelt.) Mika, gehe doch mal einen Augenblick hinaus

nd ſieh nach, ob wir noch Sardinen und Silt im Hauſe aben. Einen Augenblick, Mika!

Schwedtke: Adieu, Süßes, noch einen — — (Mika ab.)

Frau Bauer: Sieh mal, lieber Schwiegerſohn, ich reue mich ja außerordentlich. Vielleicht hätte Mika bei hrer Bildung und Erziehung etwas mehr Anſprüche machen önnen. Denn wirklich, ich habe für ſie nichts geſcheut, ch habe ihr ſogar, als ich keine geeigneten Lehrkräfte afür in Berlin finden konnte — ſelbſt Moralunter- icht gegeben.

Schwedtke: Gewiß, mehr Anſprüche, . . . das hätte Mika gekonnt, das gebe ich zu; aber —

Frau Bauer: Nun verſtehen Sie mich nicht falſch, oder verſtehe mich nicht falſch, lieber Emil. Ich bin ja außerordentlich zufrieden, glücklich und erfreut, aber eine Bedingung möchte ich daran knüpfen; du mußt es mir nicht übel nehmen, wenn ich ſo offen zu dir davon ſpreche, aber wir ſind ja hier ganz unter uns: Kinder, heiratet euch bald! Denn ich finde — und es iſt wiſſenſchaftlich belegt — dieſes lange Verlobtſein iſt — iſt — un- moraliſch, iſt einfach unmoraliſch. Ich wenigſtens möchte es hier in meinem Hauſe nicht gern dulden — es verträgt ſich nicht mit meinen ſonſtigen Grundſätzen.

Schwedtke: Gewiß, liebe Mutter, das iſt vollkommen meine Anſicht — vollkommen!

Frau Bauer: Verſtehe mich aber recht, lieber Emil, ich will da nicht auf dich einwirken. — Ich will dich ganz und gar nicht beſtimmen. — Du wirſt mich bisher im Laufe der Jahre genug kennen gelernt haben, um zu wiſſen, daß ich eine Frau von feſten Grundſätzen bin, und einer meiner erſten Grundſätze iſt der, nie die perſönliche

Freiheit eines Menſchen anzutaſten, ſeine Selbſtbeſtimmung irgendwie zu beeinfluſſen. Das wirſt du wohl erkannt haben! Wenn nicht, dann frage deine Braut, ob ich je nur im Kleinſten verſucht habe, auf ſie einzuwirken.

Mika (mit Tablett, Tellern, Gläſern, Aufſchnitt, Sardinenbüchſen und ſo weiter beginnt zu decken): Ja, ſie ſind noch dageweſen. Ach Muttchen, wenn du nur ahnen könnteſt, wie glücklich ich mit Emil bin! Weißt du, ich habe ihn ja immer ſchon geliebt.

Frau Bauer (Mika beim Decken unterbrechend): Nu, laß das nur, Mika, das werde ich ſchon jetzt machen. Du haſt ja heute wirklich etwas Beſſeres. (Mika und Schwedtke eng umſchlungen ab.)

Herbert (rot, keuchend, beladen, Champagnerflaſchen unter dem Arm, eine Schüſſel mit roten Hummern): Nu ſehen Sie, Frau Bauer, nu ſehen Sie, Frau Bauer! Nein, ich bin ganz aufgeregt! Nein, hat mich das überraſcht.

Frau Bauer: Dieſer Doktor! Dieſer Doktor! Iſt das ein reizender Menſch, dieſer Doktor! Man kann ja wirklich begreifen, daß ſich die Mädchen in Sie verlieben. Was bringen Sie denn da ſchon wieder angeſchleppt? Hummer? Aber das iſt ja doch nun wirklich überflüſſig geweſen!

Herbert: Überflüſſig nennen Sie das?! Lampreten müßte es geben! Nektar mit Ambroſia geſpickt! (Mika und Schwedtke erſcheinen in der Tür.)

Mika: Du, Emil, ach zeig mir doch noch mal das Bild von dir! Aber da haſt du doch faſt gar nichts an außer'm Trikot! Wie alt warſt du da? — Dreiundzwanzig?

Schwedtke: Ja, Schnuckelchen, da war ich im Athleten-

klub „Schwergewicht“, da habe ich linkshändig einhundertfünfzig Pfund geſtemmt, damals! (Sie küſſen ſich.)

Schwedtke: Gott, aber Schnuckelchen, was biſt du verliebt? Du küßt einen ja, als ob du dein Lebtag nichts anderes getan hätteſt.

Mika: Ja, weißt du, Emil, ich bin ein verführeriſches Weib, in mir kocht alles . . .

Frau Bauer: Na, iſt es den Herrſchaften gefällig, Platz zu nehmen? Das Souper ſteht bereit. Bitte, Herr Doktor, Sie hier! Hier das Brautpaar und hier werde ich mich hinſetzen! (Leiſes Geſpräch, Heranziehen der Schüſſeln. Herbert entkorkt den Champagner, gießt in die recht verſchiedenartigen Gläſer. Kaum ſind die gefüllt, ſo klopft Herbert an das Glas und erhebt ſich) — Pauſe —

Herbert: Verehrte Anweſende, liebes Brautpaar, geſchätzte Freundin! Als ich heute nachmittag hierher ging — ſchweren Herzens . . . das kann ich wohl ſagen, — denn ich wollte Abſchied nehmen von einem Hauſe, in dem ich Liebes und noch einmal Liebes, Gutes und Schönes genoſſen, ja genoſſen, um einer ungewiſſen Zukunft entgegen zu gehen . . . da dachte ich noch nicht, daß dieſer Abſchied ein ſo freudiger ſein würde, oder richtiger, daß ein ſo freudiges Ereignis mir dieſen Abſchied erleichtern würde. Ich ſagte, ein freudiges Ereignis, denn es iſt in Wahrheit freudig, wenn zwei junge Seelen ſich in Liebe gefunden haben. Und doch, ſo freudig dieſes Ereignis iſt, ſo ernſt iſt es auch; ernſt für das Mädchen, das bald aus der Jungfrau zur Frau heranreifen wird; ernſt für die Mutter, die ein liebes Kind aus ihren zärtlichen Armen laſſen muß; und zu dritt ernſt für den Mann, den Erhalter des Geſchlechtes. Es iſt ein

ſchwerer Schritt, ein Schritt, zu dem man ſich prüfen ſoll, den er heute beginnt. Schopenhauer ſagt, es handelt ſich um nichts Geringeres dabei, als um die Zuſammenſetzung der nächſten Generation. Und Nietzſche, unſer großer Philoſoph — groß, trotzdem ich mich von ihm abgewandt habe — hat all die Frage und Bedenken, die in dieſem einen wichtigen Augenblick auf den Mann eindringen, in die wunderbaren Zeilen gedrängt, mit denen eines der ſchönſten Kapitel des „Zarathuſtra“ anhebt. Lieber Schwedtke, dieſe Zeilen mögen hier ſtatt meiner von dem tiefen Lebensernſt des heutigen Tages zu Ihnen ſprechen — (Er zieht das Maroquinbändchen, ſchlägt ſchnell auf und lieſt mit Emphaſe):

Ich habe eine Frage für dich allein, mein Bruder. Wie ein Senkblei werfe ich dieſe Frage in deine Seele, daß ich wiſſe, wie tief ſie ſei.

Du biſt jung. Und wünſcheſt dir Kind und Ehe. Aber ich frage dich: Biſt du ein Menſch, der ſich ein Kind wünſchen darf?

(Er lieſt weiter.)

(Während der letzten Worte ſenkt ſich der Vorhang.)

Verlag von Egon Fleischel & Co. / Berlin W 9

Kubinke

Roman von

Georg Hermann

Preis geh. M. 4.—; geb. M. 5.—

Aus den Besprechungen

Arbeiterzeitung (Dortmund): Der Roman ist ein bei aller Derbheit fein empfundenes recht gutes, lesenswertes Buch, in dem Menschliches — Allzumenschliches mit einem lachenden und einem weinenden Auge gesehen und mit guter, kluger, bei aller Lustigkeit ein wenig wehmütiger Nachdenklichkeit behandelt wird. Alle Leutchen, die da auftreten, sind Menschen von Fleisch und Blut — keine konstruierten Schemen. Das gilt nicht nur von den vier Hauptpersonen, sondern auch von den nur leicht vorüberhuschenden epischen Figuren, wie dem Schlächtergehilfen Emil Schmelow, dem Hilfsbriefträger Schulze, von Herrn Tesch und Herrn Ziedorn — und auch von den Bourgeoistypen des Romans, wie Frau Betty Löwenberg und Herrn Makowski. —

Besonders sei schließlich noch die überaus sichere und oft mit feinen Naturstimmungen verwebte Berliner Milieuschilderung hervorgehoben, die gleich gelungen ist, mag nun die Straße des Westens, mag der Grunewald, die sommerliche Gartenwirtschaft mit ihrem bunten Sonntagstreiben, oder mag der schwüle Tanzsaal geschildert werden . . . .

Berliner Zeitung am Mittag: Das Buch ist reich und mannigfach, frisch und unbekümmert. Es setzt zu dem Ausschnitt Berliner Leben, den es geben will, nichts hinzu, putzt nicht auf, bleibt gegenständlich und wahr. Naturalismus gemildert durch Humor. Und darum wird es ein Buch von Dauer sein.

Neues Wiener Tagblatt: Diesmal ist nicht der Inhalt der Geschichte, sondern ganz und gar die Art und Weise, in der sie erzählt wird, der bestimmende Reiz des Romans. Hermann läßt sich im bequemsten und persönlichsten Plauderton gehen, flicht aber auch anmutige Natur- und Stimmungsbilder von Berlin und seinem Volksleben ein: die „Herrschaften", in deren Dienste die drei Mägde stehen, geben ein anziehendes Sittenbild des Berliner Bürgertums, und unser Erzähler schwingt die Peitsche seiner

satirischen Laune nach allen Seiten hin. Eine „Farce" nennt er selbst seine Geschichte; aber es ist die Farce eines geistreichen Dichters, der uns glänzend unterhalten kann.

Nationalzeitung: Georg Hermann, der in „Jettchen Gebert" und „Henriette Jacoby" das vergangene und jüngstvergangene Berlin schilderte, stellt sich in „Kubinke" mitten in die lebendige Gegenwart. — Man liest das Buch und ist tief ergriffen, und man vergißt den Roman „Kubinke" nicht mehr. Georg Hermann ist in diesem Werke gewachsen, und sein Können hat technische Vollendung und abgerundete Reife erreicht. Mit ganz wunderbarem Humor, behutsam und geduldig fügt er in seinem Gemälde Strich an Strich, bis alles fertig dasteht — zum Greifen deutlich — nichts ist vergessen worden. — So wie er voller Liebe sorgsam malte und nichts vergaß, wie aus jeder Gestalt seine alles verzeihende Güte spricht, so werden auch wir seine Menschen lieben müssen. Das aber ist die höchste Kunst, deren ein Dichter fähig ist.

Pester Lloyd: Indem uns Hermann Kubinkes Leiden und Freuden mit trockenem Ernst schildert, erzielt er zuweilen Wirkungen von erschütternder Komik. Er weiß Einzelheiten des Milieus so treffend und von einer so eigenartigen Warte aus zu sehen, beherrscht die Entwickelungsgeschichte der Barbierzunft, der Berliner Hintertreppe in den herrschaftlichen Wohnungen, des Portierpacks, der hochherrschaftlichen Mieter und ihrer Beziehungen zueinander so vollendet, daß jede einzelne seiner Schilderungen den Nagel geradeaus auf den Kopf trifft.

Kölnische Zeitung: Die Charakteristik der Personen des Buches ist höchst ergötzlich in ihrem Humor, aber dabei frei von der übeln Gewohnheit der Übertreibungen ins Groteske, auch wird das Berlinertum nicht stärker betont, als es dem Milieu nach unbedingt notwendig ist, und ein einigermaßen denkender Leser wird sehr schnell darauf kommen, daß es dem Verfasser um etwas ganz anderes zu tun ist, als um eine jener zahlreichen Leistungen des Berliner Humors für Geschäftsreisende. Er wird mitten unter den scherzhaften Situationen das ernste soziale Problem der Dienstbotenfrage erkennen; er wird entdecken, daß die Wahrheit des Dienstbotenlebens keine erfreuliche ist, daß da junge Mädchen, gleichgültig, ob sie in dem anständigsten Hause dienen oder anderswo, in eine sehr gefährliche Lebensstellung gedrängt werden. Das Schicksal des Barbiers ist vielleicht gar nicht die Hauptsache. Der arme Schelm geht eben am Weibe zugrunde, und das ist ein altes Motiv der erzählenden wie der dramatischen Kunst, ein Motiv des Lebens, ob das Weib nun Kleopatra heißt oder Dienstmädchen bei irgend einer Frau Schulze oder Lehmann in Berlin ist. Derb ist Hermanns Humor, und er nennt die Dinge sehr deutlich bei ihrem Namen, aber er tut darin doch nicht mehr, als zur farbigen Darstellung dieses besonderen Lebens nötig ist, er kokettiert nicht mit Brutalität, wie die Naturalisten alter Schule. Alles in allem ist es ein Dienstbotenroman, wie er noch nie geschrieben worden ist.

Tagesbote für Mähren und Schlesien: Aus Gegensätzlichkeit in Stoff und Darstellung ergibt sich der eigentümliche fasinierende Reiz, der Hermanns neues Werk heraushebt aus den Erscheinungen des Büchermarktes und auf einen ganz besonderen Ehrenplatz stellt, auf dem es den unsterblichen Meisterwerken der großen Humoristen vergangener Zeiten Nachbar, Freund und Bruder ist. Aus Frankreich streckt ihm der unvergeßliche Verfasser des „Onkel Benjamin", Claude Tillier, die Hand entgegen, aus England winken ihm Lawrence Sterne und Charles Dickens, aus Rußland Gogol und Gontscharoff, Mark Twain aus dem eben erst betretenen Schattenreich, und von Deutschlands Asphodeloswiese lächelt ihm wohlwollend und verständnisinnig zu: Jean Paul. Der arme, verschüchterte Barbiergeselle Emil Lubinke aber mit dem Schwung der Seele und dem Hang fürs Höhere, dem seine „drei Brauten" das Leben so schwer machen, daß er es freiwillig von sich wirft, wird bald schon den im Leben glücklicheren Besitzer von drei Brauten, den Inspektor Bräsig, nicht zu beneiden brauchen um das Schicksal, das jenem zuteil ward und auch ihm beschieden sein wird: Volkstümlichkeit und Unsterblichkeit.

Literarisches Zentralblatt für Deutschland: Lebenswärme und Lebenswahrheit durchpulsen dieses Werk, das nur ein Dichter voll verstehender Güte und innigen Liebesreichtums zu schaffen vermochte. Alle Gestalten sind köstlich erschaut, ihr Wesen und ihre Wege mit Schärfe und Naturtreue gezeichnet. Echter, quellfrischer Humor lacht uns entgegen und vom Frühling singt und klingt dieses Buch, immer wieder von heiterem, jubelndem, goldblauem Frühling. Der Verfasser verfügt über glanzvolle Farbengebung und virtuose Darstellungskunst.

Die Zeit (Wien): Das Berlin von 1908, das moderne Berlin, ist auch in diesem Buche so treu, so bis ins Kleinste lebendig geschildert, daß man bald dahingelangt, sich mit der gleichgültigen Trivialittät der handelnden Personen auszusöhnen. Man sieht in die Straßen hinein, in die Häuser und in die Herzen. Und die sind am Ende gar nicht mehr trivial, sondern voll von Lust und Leiden und Menschenschicksal, das vielleicht alltäglich erscheint, aber doch immer wieder wunderbar neu, bunt und ereignisvoll ist im wechselnden Kaleidoskop des Lebens.

Und dann der Frühling . . . Niemand kann den Frühling so schildern wie Georg Hermann mit dieser ein wenig breiten, schelmisch-behaglichen Beschauerfreude, die jedes Blättchen wachsen sieht, und auf einmal aus Blättchen und Halmen den ganzen Frühling vor uns entfaltet: mit blühenden Bäumen die Straße entlang, mit Wald und Wiese und Sonntagsfreude, mit blauer, streichelnder Luft, Aprilregen und Abendsonne — der ganze Frühling, der das Herz warm und weich macht, wenn es auch nur ein dürftiger, bescheidener Frühling ist, der seine holde Festlichkeit zu Ehren eines Dienstmädchens und eines kleinen schüchternen Barbiergehilfen entzündet. Wenn dann der Frühling in den Sommer übergeht, wie der in den Herbst und Winter, dann ist

uns die Straße mit ihrem äußerlichen, „hochherrschaftlichen" Glanz, diese Leute mit ihren kleinen Menschlichkeiten und armseligen, komischen Verlogenheiten schon lieb geworden — vertraut wie dem Dichter, der ironisch-gütig und ein wenig traurig die einfache Geschichte Emil Kubinkes erzählt, der von der unbarmherzigen, humoristischen Grausamkeit des Lebens überwältigt, scheu und müde davonschleicht.

Berliner Morgenpost: Hermann ist heute einer der glänzendsten Humoristen, die in deutscher Sprache schreiben. Was seinem Humor eine ganz besondere Note gibt, ist der Berliner Witz mit seiner Schneidigkeit und Schlagkraft. Kubinke hat ganz das Zeug in sich, auf lange Zeit hinaus „dem Berliner sein Roman" zu bleiben.

Breslauer Zeitung: Man kommt zu dem Schluß, daß die epische Heimatskunst von Neu-Berlin seit langer Zeit nirgends besser aufgehoben war, als im Rahmen dieser Chronik von des Friseurgehilfen Emil Kubinke Glück und Ende.

Velhagen & Klasings Monatshefte: Der erfolgreiche Verfasser von „Jettchen Gebert" und „Henriette Jacoby" hat wieder sehr glücklich einen Typus erwischt, der in seiner Weise populär werden kann — nicht zuletzt wegen des vortrefflich passenden und einprägsamen Namens „Kubinke". Wenn man das Werk gelesen hat, dünkt es einen nämlich selbstverständlich, daß Emil Kubinke gar nicht anders heißen kann als er heißt. Herr Kubinke ist ein bißchen einsam und ein bißchen sehnsüchtig, ein bißchen schüchtern und ein bißchen sentimental, noch gar nicht praktisch und raffiniert, und wenn er sich an die dienstbaren Geister des Hauses heranmacht, so ist das wirklich gewissermaßen ein Herzensbedürfnis. Aber er ist nicht stark und nicht roh genug, und deshalb wird er das tragikomische Opfer zweier Schäferstündchen und sonstiger zufälliger Verkettungen, und statt als Chef im eigenen Laden das Rasiermesser über Gerechte und Ungerechte hingehen zu lassen, hängt er sich oben am Dachsparren auf.

Es wird Leute geben, und ich fürchte, unsere Damen werden vor allem dazu gehören, die das Buch vom kleinen Kubinke frech und frivol finden werden. Es ist gleichsam von einer gemütlichen Idealloſigkeit. Es fängt ohne Vorurteile, ohne das Bedürfnis zu bessern, zu urteilen, zu verklären, die wundervolle Quadrille des Lebens ein mit ihrem Chassez-croisez, ihrem Hinüber und Herüber, mit dem ewigen Changez-les-dames. Ein heiterer Zuschauer steht Georg Hermann davor, er rührt keinen Finger, um der blind rollenden Kugel des Schicksals eine andere Richtung zu geben, er hat seinen Spaß an allem, was da kribbelt und wibbelt, und er quittiert besonders über das allzu Menschliche mit einem vergnügten Schmunzeln. Der Stoff ist ganz naturalistisch, aber was bei der humorlosen, naturalistischen oder pathetischen Behandlung nur kleinlich oder peinlich gewesen wäre, das wird in der humorvollen „umgekehrt-erhabenen" Behandlung Hermanns unleugbar amüsant. Das Buch hat auch allzuviel Liebe für alles Lebendige, um frivol sein zu können. Es nimmt

ır Dinge und Schickſale, die wir nun einmal gewöhnt ſind, agiſch aufzufaſſen, nicht ganz ſo wichtig — nicht wichtiger, als : im Durchſchnitt von den Angehörigen niederer Volksſchichten nommen zu werden pflegen. Es arbeitet nicht mit Ausnahme=aturen, ſondern mit Typen, es gibt den flotten drei Dienſt=ädchen abſichtlich nur Vornamen, da die Nachnamen wirklich eichgültig ſind, es greift auch beſtimmte Herrſchaftstypen heraus hne dabei beſonders hoch zu faſſen, und es präſentiert den ormalportier von Berlin W., vor dem wir alle ſchon machtlos ufzend die Waffen ſtreckten. Hermann ſucht keine Tiefe, wo eine Tiefe iſt, aber man wird nicht leugnen können, daß der ebensausſchnitt, den er gibt, mit verblüffender Treue gezeichnet it. Ein kecker und freier Humor waltet darüber und löſt die Diſſonanzen, die ſonſt vielleicht recht ſchrill klingen könnten, ehaglich auf. Daß dieſer Humor in ſeiner äußerſten Freiheit on moraliſchen und ſozialen Vorurteilen ein Element birgt, das ielen auf feſten Prinzipien Stehenden gefährlich erſcheinen wird, oll nicht verhehlt werden. Aber wer es vermag, rein das Le=endige und Ergötzliche, Typiſche und Freie des „Kubinke“ auf ich wirken zu laſſen, der wird mit einem Lächeln an dieſen Aus=chnitt aus dem modernen Berlin zurückdenken und wird den Dichter des „Jettchen Gebert“ in der meiſterhaften Erfaſſung des Milieus und in der Gabe, gerade die typiſchen Geſtalten gewiſſer Volksſchichten mit Sicherheit herauszufinden, wiedererkennen.

Deutſche Warte: Der neue Roman des Verfaſſers von „Jettchen Gebert“ und „Henriette Jacoby“ ſpielt in dem neuen Berlin, deſſen Werden in meiſterhaften Linien gezeichnet iſt, draußen in Schöneberg, Wilmersdorf oder Charlottenburg. Und umwehte uns die Welt von Jettchen Gebert mit einem Hauche reinſter, zarteſter Lyrik, mit einer innigen Lebenswärme und er=greifenden Traurigkeit, — ſo ſpüren wir hier den harten, rauhen Atem einer raſtloſen, fieberhaften Zeit nüchterner Arbeit, rück=ſichtsloſen Vorwärts= und Emporwollens, einer gefühlsarmen Wirklichkeits= und Tatſachenwelt! Georg Hermann ſieht mit un=barmherziger Schärfe in die Seelen ſeiner Menſchen hinab. (In=haltsangabe.) Zu den ſchönſten Schilderungen gehört die des Frühlingstages, an dem Emil Kubinkes und Paulinens Herzen ſich einander erſchließen. Hier findet der Dichter die ganze farben=ſchöne und ſtimmungsvolle Kraft ſeiner Naturſchilderung wieder. Glänzend in ihrer wahrhaft niederländiſchen Beobachtungstreue, ihrer vollendeten Kleinmalerei — ſind die Szenen des Tanzſonn=tags im „Strandſchlößchen“. Das Volk mit ſeiner ganz natür=lichen, von jedem Pathos und Ethos gleich entfernten, nur auf den Augenblick geſtellten Sinnen= und Genußfreude, — tritt uns hier blutwarm entgegen, es ſehnt und ſchmachtet, es küßt und tollt, haßt und liebt mit erſtaunlicher Echtheit und Wahrheit. Kleine Kabinettſtücke ſind auch die Schilderungen auf dem Ka=ſernenhofe und die der Gerichtsverhandlung zum Schluß. Und endlich entläßt uns dies Buch, wie das Leben ſelbſt, mit einer ſtummen, bangen, ſchmerzensvollen Frage. Warum mußte dieſer

arme, verzagte, bescheidene Mensch sterben, warum haben ihm Jugend und Liebe nicht Wort gehalten? Und diese nachdenkliche, wehmütig fortklingende Stimmung ist der beste Beweis für den dichterischen Wert des Werkes. Es hebt den Schleier von vielen Rätseln, läßt uns einen tiefen Blick tun in das Leben des Großstadtvolkes, von dem wir uns oft einen so ganz falschen Begriff machen, einen Blick in das unvergeßliche Antlitz der Wahrheit.

Neue Freie Presse: . . . In diesem äußerlichen Geschehen liegt also gewiß nicht der gewichtige, als Vorzeichen der weiteren schöngeistigen Entwickelung sehr betrachtenswerte Erfolg des Hermannschen Romans. Er liegt zunächst in der dichterisch gemodelten, scharf charakterisierenden, jeder banalen und jeder preziösen Wendung zugleich ausweichenden Sprache; man ist überaus erfreut, wieder einmal in einem deutschen Roman jüngster Fechsung so gepflegter ungezierter Natürlichkeit zu begegnen. Er liegt auch in dem Schimmer wirklichen Humors, der über das Ganze warm und wohlig gebreitet ist. Man ist unendlich froh, einen Griff in das echte, nicht bitter oder grämlich, sondern mit unbefangener Frische geschaute Leben, statt der sonst üblichen, vertrackten seelischen Problemstellung zu spüren. Aber der eigentliche, wohl unbewußte Grund liegt tiefer. Georg Hermann ist es als einem der ersten Nach-Fontaneschen Erzähler hier wiederum geglückt, dergleichen wie einen Berliner Heimatton zu finden. Ein Wiener, der Berlin ergründen will, sieht sich in einem peinlichen Zwiespalt befangen. Er fühlt, belebt, den mitreißenden Schwung dieser Stadt, das Herrliche ihrer Tatkraft, ihrer Jugend, ihrer Tapferkeit, möchte man sagen. Aber ihm fehlt schmerzlich das Wundersame, kaum in ein Wort zu Fassende, das einem in Wien aus diesen stillen Höfen, diesen versonnenen Gärten überreich entgegenblüht: die Seele der Stadt. Aus diesem von entzückenden Details der Berliner Landschaft umrahmten Buche fühlt man stark die Seele Berlins und die Ungerechtigkeit unseres voreingenommenen Verdachtes. Keine vornehme, von Melancholien umschattete, nach erlesener Anmut durstige Seele. Vielmehr ein jugendlich starker Wille, der mit trotziger Kraft Straßen bis zum Rand dieser ernsten, dunkeln Wälder bricht, Häuser in den Formen eines noch ungefügen Stils türmt und eine neue lebendige Schönheit sich erzwingen will. . . .

ettchen Geberts Geſchichte

man in zwei Bänden von **Georg Hermann**

Erſter Band:

Jettchen Gebert

Preis geh. M. 6.—; geb. M. 7.50
Prachtexemplar auf Bütten vom Verfaſſer
numeriert und gezeichnet M. 18.—

Zweiter Band:

Henriette Jacoby

Preis geh. M. 5.—; geb. M. 6.50
Prachtexemplar auf Bütten vom Verfaſſer
numeriert und gezeichnet M. 12.—

Band 1 und 2 elegant gebunden
in einem Karton M. 15.—

Aus den Beſprechungen:

Hans Land in Reclams Univerſum: Hermann hat die Kraft und Fähigkeit ſich in ein Milieu abgrundtief zu verſenken, zweitens die Gabe, wundervoll ſcharf zu ſehen, die Altmeiſter Ibſen als erſtes und höchſtes Erfordernis anſah, das an den Welt- und Menſchenſchilderer zu ſtellen ſei. Damit iſt aber nur ein Teil der Vorzüge Hermanns präziſiert. Sein Reiz beruht nach meinem Gefühl vor allem in einer prachtvollen epiſchen Ruhe und Gelaſſenheit, die etwas

*

Fontanisches hat. Hermann erzählt mit einem Behagen, das im Nu auf den Leser übergeht. Fontanisch ist nicht weniger sein schmerzlich ironisches Lächeln, mit dem er all die Torheiten und Schwächen seiner Menschen berichtet. Es ist, wohl von dem mit so inniger Liebe erfaßten und gegebenen Detail ausgehend, viel Stimmung in dem Werke von der ersten Seite an, auf welcher der Dichter in einem seltsamen Vorwort uns — an die Gräber seiner Helden und Heldinnen wie ein Geisterbeschwörer führt. Er will sie zum Leben erwecken — diese Toten — und es gelingt ihm.

Hermann schildert die Schicksale einer Berliner Judenfamilie besserer Schicht, und seine Chronik beginnt mit einem Apriltage des Jahres 1839. Das Biedermeiermilieu, in das die nervösen, rast- und ruhelosen Menschen von heute als in einen sehr friedlichen Kontrast sich jetzt wieder einmal verliebt haben, ist der schöne und anheimelnde Hintergrund dieser Erzählung, die wie ein Stück lebendiger Kulturgeschichte wirkt. Man muß dem Dichter nachrühmen, daß er — dem kundigen Auge erkennbar — eine geradezu riesige Arbeit an das Detail gewendet hat. In diesen kleinen altfränkischen Berliner Stuben am Hohen Steinwege ist alles echt, alles, vom perlengestickten Klingelzuge bis zur Schlummerrolle auf dem Sofa und dem kleinstädtischen Spion draußen vor dem niedrigen und gemütlichen Fenster. . . . Der zweite Band spinnt die seltsam-süße Melodie des ersten in gleicher Weise fort und läßt die Geschicke all dieser Menschen, die wir so lieb gewonnen, nach dem, gleich einem Refrain stetig wiederkehrenden Worte sich vollziehen „und alles kam, wie es kommen mußte". Die zeitgenössische Literatur ist mit diesem reizvollen Werke um ein bedeutendes Besitztum bereichert worden, und Georg Hermann, der auf steilen und beschwerlichen Pfaden nun empor zur freien Höhe gelangte, mag aus diesem Glückswurf einen frohen und starken Anreiz zu weiterem kunstgesegneten Schaffen empfangen. Eine große und treue Leserschaft hält erwartungsvoll die Augen auf ihn gerichtet.

Auszüge aus den Besprechungen über

Jettchen Gebert

Allgemeine Zeitung des Judentums: Ich stehe nicht an, den ganzen Roman für eine wundervolle, künstlerisch vollendete Darstellung des kleinbürgerlichen und jüdischen Berliner Lebens der dreißiger Jahre zu erklären. (Nach ausführlicher Besprechung): . . . das Buch erregt durch zahllose köstliche Einzelheiten, durch prächtigen feinen Humor, durch außerordentlich scharfe Beobachtung des Gegenwärtigen und eine fast

divinatorische Kunst, die Vergangenheit zu ergründen, ein außerordentliches ästhetisches Wohlbehagen.

Beilage der Allgemeinen Zeitung: Wie viele scheue Liebenswürdigkeit und verschüchterte Schönheit sein (Berlins) äußerlich steifes und kühles Wesen barg — und birgt, das bringt die herzgewinnende Erzählung von Jettchen Gebert und Doktor Kößling zu lebendiger Anschauung.

Berliner Abendpost: Der Reiz des Buches liegt in der Darstellungsweise des Autors. Scharfe Beobachtungsgabe, ausgebildetes Kunstverständnis, ein malerisch geschultes Auge für die Erscheinungen der Natur, und vor allem ein ungesuchter freundlicher Humor, der über Menschen und Dinge seine warmleuchtenden Reflexe ausstreut, machen ihn zu einem überaus feinsinnigen Erzähler. Die Gestalten des Romans sind scharf umrissen und lebenswahr gezeichnet, die Milieuschilderung mit einer bis in die intimsten Details eindringenden, aber nie ermüdenden liebevollen Kleinmalerei ausgeführt, die Naturschilderung farbenreich und stimmungsvoll, das Ganze aber ein vortreffliches Kulturbild der Zeit und der Verhältnisse, die es sich zum Vorwurf genommen hat. Wir halten den neuen Roman Georg Hermanns für eine wertvolle Bereicherung der modernen Literatur.

Berliner Börsencourier: .... Durchaus individuell ist die Zeichnung der Charaktere, die mit einem feinen satyrischen Stifte gemacht ist, das eigenartige altberlinisch-jüdische Milieu, in dem der Verfasser erstaunlich gut zu Hause ist, endlich die Welt der Stimmungen und Naturschilderungen, die hier und da zu sehr in die Länge geht. Es geht ein starker lyrischer Zug durch das Buch, Lyrik, die mit dem Ballast halb gedanklicher Gefühle befrachtet ist, aber da, wo es sich um das weibliche Gefühlsleben handelt, in weichen zarten Formen zum Ausdruck kommt. Stimmungen, wie sie das eigenste Gebiet der Verlaineschen Lyrik bilden, nur daß unser Dichter sozusagen robuster und sinnenkräftiger veranlagt ist. In dem Roman steht allerhand, was in anderen Büchern nicht zu finden ist, und wie wir glauben, jenes geruhige Berlin der Biedermeierzeit mit seinen Straßen und Gäßchen, seinen Künsten und Zerstreuungen leibhaftig vor Augen zu sehen, so hat sich auch im höheren und weiteren Sinn, ein gutes Stück Leben darin eingefangen, das uns zur Anteilnahme zwingt, weil es Fleisch von unserem Fleische und Geist unseres Geistes ist.

Berliner Morgenpost: .... Aber das alles ist es ja nicht, was diesen Roman so aus der Fülle der Tagesliteratur heraushebt. Seine Sonderheit ist wirklich nicht aus Gang und Inhalt zu entnehmen, sein großer Wert und sein besonderer Vorzug liegt in der eigenartigen, treu und behutsam gepflegten Kleinkunst, liegt er in der ungekünstelten Art des Schilderns und Erzählens, die trotz der Leichtigkeit und Einfachheit stets geschlossene, anschauliche Bilder hervorbringt. Das „alte Berlin", das uns aus Photographieen unserer Groß- und Urgroßeltern noch herüberwinkt, wächst unter der Feder Georg Hermanns fast greifbar deutlich vor uns auf, und wir fühlen's instinktiv, daß alle

diese Menschen damals gelebt, gesorgt und geseufzt haben, wenn auch mancherlei ihres Tuns sich bis auf unsere Tage erhalten hat. In diesem Rahmen stehen nicht die Menschen einsam und allein, das Bild einer ganzen, großen Familie wird in ihm wach, in den Zusammenhängen der einzelnen zueinander und in den psychologischen Zügen, die sie alle, vom alten Eli Gebert mit seinen achtzig Jahren an bis zum Jungen, verwaisten Jettchen, gemeinsam tragen. Leibhaftig stehen die Menschen vor uns, und wenn man es so — und so ist es richtig — betrachtet, dann ist es die Geschichte der „Familie Gebert", und nicht die eines einzigen Mitgliedes. Und das ist es, was den Wert dieser Arbeit steigert und fest im Kurse hält. Ihr Humor wird bleiben und ihre Anschaulichkeit — und das wahre und menschliche Empfinden nicht zuletzt.

Berliner Morgenzeitung: Wer das vormärzliche Berlin und seine Bewohner kennen lernen will, wird das Buch mit großem, von Anfang bis zu Ende rege gehaltenem Interesse lesen, denn es schildert in dieser Hinsicht wundervoll und ruft erloschene Vergangenheit zu hellem Leben zurück. Das vermag der am besten zu beurteilen, der das heutige Berlin aus eigener Anschauung kennt und so den Entwicklungsweg forschend rückwärts schreiten kann. Wir sehen sie vor uns stehen, diese Männer im flaschengrünen Schoßrocke, mit blanken Knöpfen, den breitkrempigen, in der Säule verengten, braunen Zylinder auf gepudertem Haupte; wir blicken in einen politisch beschränkten Interessenkreis, in die Verkehrsepoche der Postkutsche, in die Vergnügungsära des Orpheums.

Und doch ist es nicht allein oder besonders die ins einzelne gehende Schilderung des Ortes, die uns in ihren Bann schlägt, mächtiger und eindringlicher noch wirkt die schlichte, einfache Liebesgeschichte.

Berliner Neueste Nachrichten: In Jettchen Gebert gibt er sein Bestes, gibt er verkörperte Poesie. Und wo dieses Mädchen erscheint, ob auf dem Markt und den Gassen oder im Salon oder in ihrem Stübchen oder im Garten und Park: immer ist es, als ob die Poesie mit ihr wandelte und alles stiller und fröhlicher machte, im Lachen und Weinen. Und die Gestalt Jettchen Geberts ist es auch, die den landschaftlichen Schilderungen, die der Dichter mit so köstlicher Stimmung zu füllen verstand, erst die feinste Weihe, den letzten zitternden Reiz gibt. Ein sentimentaler Zug ist dem Buche eigen, der zuweilen schmerzt und nach Erlösung ringt, aus der Passivität heraus nach frischem Handeln. Aber zuletzt sind wir doch eingewiegt wie in die Strophen eines Volksliedes, die auch zumeist von Resignation singen und doch von geheimer Seligkeit überquellen wollen.

Berliner Tageblatt: Der Roman bietet im Bannkreise einer jüdischen Familiengemeinschaft ein Kulturbild des vormärzlichen Berlins, wie es mit gleicherverständnisvoller Liebe noch nicht geschaffen wurde. Künstlerische Reize und die Intimität, die Verschollenes aufs neue beseelt, heben das Buch trotz aller Breite der Darstellung hoch über das Niveau der landläufigen Erzählungsliteratur empor . . .

Braunschweigische Landeszeitung: Man merkt es dem Buch an, wie verliebt sein Verfasser beim Schreiben war; er liest sich wie ein Liebesbrief an das Biedermeier-Zeitalter. Mit emsigem Fleiß hat Hermann kunst- und kulturhistorische Studien zusammengetragen und versteht es in stilistisch eigener Weise, das entzückende Milieu lebendig zu machen.

Breslauer Zeitung: Dieser Roman scheint wenigstens für die Berliner das Ereignis des herbstlichen Büchermarktes darstellen zu sollen ... Es steckt in diesen wertvollen Schilderungen ein umfangreiches Stück geschichtlicher Entwicklungsdarlegung.

Deutsches Abendblatt (Prag) nennt Jettchen Gebert das beste Werk zeitgenössischer Erzählkunst" ... (Nach ausführlicher Besprechung): Mit dieser erschöpfenden Inhaltsangabe habe ich wohl das Recht verwirkt, mich des weitern über die Vorzüge des Hermann'schen Romans zu äußern. Nur so viel sei gesagt, daß Georg Hermann zu unseren echten Dichtern zählt, zu jenen wenigen, die dazu auserwählt sind, an dem Literaturschatz deutschschreibender Lande weiter zu bauen. Und wo und wann wir auch Georg Hermann in Hinkunft begegnen werden, wir werden dessen eingedenk sein müssen, daß er uns „Jettchen Gebert", ein Werk von bleibendem Werte und dokumentarischer Bedeutung geschenkt hat.

Daheim: Diese uralten Gegensätze behandelt der Roman in zeitweilig ergreifender Weise.

Die neue Rundschau: ... Das wunderlieblich, ernsthafte Buch über Jettchen, die sinnliche stolze, unglückliche Sulamith aus dem alttestamentarischen Hause der Gebert. — Eine vergangene Zeit wendet uns rührend ihre Sehnsucht zu.

Dies Blatt gehört der Hausfrau: Eines der erfolgreichsten und besten Bücher des Jahres. Es gibt wenig Romane, die einem geschmackvollen Leser so gut gefallen werden wie Georg Hermanns Roman.

Frankfurter Zeitung: Vor dem behaglichen, scheinbar so friedlichen Hindergrund der Geschichte spielt sich jedoch eine Tragödie ab. Nicht sonderlich laut, was ja auch nicht zum Stil des Ganzen passen würde, aber doch von ergreifender Traurigkeit.

Hamburger Fremdenblatt: Die Arbeit Georg Hermanns bestrickt durch eine wirklich lebensvolle Charakteristik der Menschen, durch intime Kenntnis des Wesens innerhalb jüdischer Familien und durch ein großes Streben nach Wahrhaftigkeit.

Kölnische Zeitung: Der Hauptwert des Buches liegt in der meisterhaften, überaus liebenswürdigen Darstellung des alten Berlins in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts und insbesondere der besseren jüdischen Kreise, die eine gewisse Rolle spielten. Die Milieuschilderung geht bis ins Kleine, wird aber niemals ein pedantischer Notizenkram, bei dem man eine wichtigtuerische antiquarische Absicht merkt, sondern ist immer von einem frischen Erzählerton belebt, der bewegte Bilder warmen Lebens in einer Fülle lebensvoller Gestalten schafft. Der dabei mitlaufende Humor

echt berliniſcher Art führt uns hier und da das Bild des al
Fontane vor Augen. Die Handlung des Buches iſt folgen
(Folgt Inhalt.) Es iſt ohne Zweifel zu tadeln, daß das Buch
ſo plötzlicher Weiſe auf der Höhe einer Kriſis abbricht, und
Verfaſſer hätte wohl beſſer getan, dieſen Band zurückzuhalten,
das ganze Werk vollendet war. Aber das ändert nichts an
Tatſache, daß das Buch zu den feinſinnigſt
Erſcheinungen neuerer Zeit gehört und insb
ſondere auch die berühmten Buddenbrooks, m
denen es ſchon verglichen worden iſt, in der kun
vollen Miſchung der Farben, in dem Reichtu
der Charakteriſtik weſentlich übertrifft.

Magdeburgiſche Zeitung: Dieſer Roman gehör
ohne Frage zu dem Wertvollſten, was in den le
ten Jahren auf den Büchermarkt geworfen wor
den iſt. Auch wenn es Georg Hermann nicht verſichert hätt
wüßte man, daß ein ſolches Buch langſam geworden ſein muß
Lange und liebevoll muß ſich der Dichter mit dieſen Menſchen au
der böſen Reaktionszeit von 1839 beſchäftigt haben, ehe ſie ſo run
und plaſtiſch hervortreten konnten. Die Lebenswärme iſt es, wa
wir an dieſem Roman ſo hoch ſchätzen. Vor ein paar alten Grab
ſteinen leuchtete dem Dichter, wie er in dem etwas forcierten Vor
wort bekennt, die Geſchichte der Jettchen Gebert zum erſten Mal
auf, wie dem Maler Anſelm Feuerbach eine mit wilden Roſen über
rankte Mauer die erſte Anregung zu ſeinem Bilde „Hafis am Brun
nen" gab. Da iſt in irgend einem verlorenen Winkel Berlins auf
einem alten Grabhügel zu leſen, „daß unſere teure Nichte Henriette
Jacoby, geb. Gebert, am 7. May 1812 das Licht ſah und ſich am
3. Oktober 1840 allhier zur Ruhe begab." Es iſt eine überaus
traurige Geſchichte, die uns darum ſo ſchwer aufs Herz fällt, weil
wir dieſes Jettchen ſo lieb gewinnen. Was iſt das für ein präch
tiges Perſönchen! So zart, ſo duftig und dabei ſo geſund, wie
nur je eine Frauengeſtalt aus eines echten Dichters Hand hervor
gegangen iſt. Mit ähnlicher Liebe umfaßte Gottfried Keller die
Mädchen, die uns immer wieder in ſeinen Novellen entzücken; man
denkt an die blutfriſche Regine. Wie es kommt, daß Jettchen Gebert
ſo viel leiden muß, dieſes wird mit einer Feinheit und inneren
Glaubwürdigkeit vorgetragen, daß einem ſchlechterdings keine kritiſchen
Bedenken aufſteigen. (Nach ausführlicher Beſprechung): Das Buch
iſt einer der ſchönſten, zarteſten Romane, die ich
kenne, und ich wünſche ihm von ganzem Herzen einen vollen
äußeren Erfolg.

**Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antiſemitis
mus**: Der Wert des Buches aber liegt nicht ſo ſehr in der Wirk
lichkeitstreue des Kulturbildes, nicht ſo ſehr in dem liebenswürdigen
Humor ſeiner Menſchenſchilderung, er liegt noch ganz beſonders
darin, daß das Buch ſo gänzlich frei von jeder Tendenz
iſt. Und dies iſt recht eigentlich das Künſtleriſche daran, daß es
die Dinge nur um ihrer ſelbſt willen zeigt und ganz und gar nicht,
um etwas zu beweiſen, eine Theſe zu erhärten, den Finger auf

irgend eine soziale oder ethische Wunde am Gesellschaftskörper zu legen. Nichts von alledem, obwohl sich doch am Ende die ganze Geschichte darum dreht, daß eine Jüdin den christlichen Mann, den sie liebt, nicht heiraten darf. — —

In dieser von keinerlei Weichlichkeit angekränkelten Wahrheit der Darstellung, die weder mit Pariagefühlen hausieren geht, noch zionistische Fanfaren bläst, scheint mir die besondere Bedeutung des Buches für die Gegenwart zu liegen. Und schon allein um ihretwillen darf man ihm wünschen, daß es seinen Weg zu vielen Augen und Herzen finden möchte, was ihm nicht schwer fallen dürfte, denn es hat nebenbei auch den für ein „literarisches" Erzählungswerk heutzutage beinahe schon beschämenden Vorzug, unterhaltend zu sein.

Ost und West: So sehen wir Jettchen und ihren Kreis in Georg Hermanns herrlichem Roman. So sehen wir sie ausgestaltet in der Wirklichkeit, traumgeboren im Dichterland; sehen sie bangend und tiefbeglückt, staunenden Auges und zitternden Herzens. — Und man wird ein besserer Mensch dabei. Ich war innerlich arm, sah oberflächlich ins Leben und ging an Menschen und Schicksalen gleichmütig vorbei. — Da las ich „Jettchen Gebert" und fand meine Ehrfurcht wieder; und man kann nicht anders denn glauben, so müsse es allen gehen. — Dies aber ist ein untrüglich Zeichen, daß man ein Kunstwerk erlebt hat. — — Es ist schwer, etwas darüber zu sagen, was man eine Kritik, ein fachmännisches Urteil nennen könnte. Man ist so voll Dankbarkeit, und wenn man dankbar ist, wird man leicht trivial, und das darf bei diesem Buch nicht geschehen; denn es ist Leben. Das blüht und träumt, wächst und spinnt und fängt Farben in der Sonne, wie das Leben selbst.

Straßburger Post: . . . . Es ist eine fesselnde kulturgeschichtliche Schilderung und ein wehmütiger Herzensroman zugleich, den Georg Hermann hier erzählt, eine Geschichte, von welcher der Verfasser sagt, daß er sie habe erzählen müssen und daß es schade wäre, wenn sie nicht erzählt würde. Es wäre wirklich schade gewesen! Aus dem Grabe längst entschwundener Zeit holt der Verfasser die Gestalten herauf und erfüllt Zeit und Personen mit Wirklichkeit. Das alte Berlin steigt auf, mit ihm die alten Menschen, und Georg Hermann versteht es, uns so in ihrem Kreise festleben zu lassen, daß wir beim Lesen des Romans das Gefühl haben, Geschehnissen und Gegenwart beizuwohnen, so entfernt uns auch die Menschen und die Dinge sind.

Xenien (Leipzig): Ich stehe nicht an zu behaupten, daß alle Lobeserhebungen, welche diesem Werke bisher zuteil geworden, noch viel zu gering sind im Vergleich zu dem wirklich künstlerischen Gehalt des Buches oder unsere Worte müßten schon wie auf Flügeln dahinschweben, um von einem Werke verkünden zu können, das so ganz reine und unbewußte Seele ist wie diese Geschichte.

Auszüge aus den Besprechungen über

Henriette Jacoby

Berliner Börsenzeitung: Ein wundervoller Roman, der uns einen klaren Einblick tun läßt in das jüdische Leben der vierziger Jahre.

Berliner Tageblatt: Der Kenner hat sich längst mit Anstand an das Gesetz gewöhnt, daß die Fortsetzung eines geglückten Kunstwerkes Wiederholung und Enttäuschung bedeutet. Diesmal aber führt der Weg aufwärts, nicht abwärts.

Berliner Morgenpost: . . . Dies Lied voll Duft und Glanz und Schönheit, aus dem es wie leises Weinen klingt, und das unsere Herzen erzittern macht in wehmutsvoller Trauer.

Breslauer Zeitung: Der Roman besitzt in erhöhtem Maße die Feinheiten seines Vorläufers.

Breslauer Morgenzeitung: Hat sich der Autor von Jettchen Gebert den Dichterkranz geflochten, so hat der Dichter von Henriette Jacoby ihn sich selbst aufs Haupt gesetzt. . . . „Ein neuer Charon bin ich," sagt der Erzähler, „der seine Gestalten ihrem Schicksal entgegenführt, unerbittlich wie jener; einzig den Bord des Nachens darf ich mit Blumen schmückt." Er glitt vorüber, der Nachen, und wir sahen sie alle, den Blick einander zugewendet, die holselige Tote, ihre Hände hält Onkel Jason, der stumme Schmerzensträger, Köbling, der arme ruhelose Poet sitzt allein, das Auge verträumt ins Weite gerichtet, und alle die anderen vom alten Onkel Eli bis herab zum kleinen Wolfgang, ruhen enggeschmiegt, im Tode zusammengehörig wie im Leben.

An des Nachens Ende steht der Dichter, man hört es kaum, wenn er leise das Ruder eintaucht. Er führt so seltsame Fracht, die will er nicht wecken, und so sachte fährt er, damit nichts die unendliche Farbenpracht und den Zauber der Blüten zerstöre, mit denen er liebevoll den Nachen geschmückt hat.

Danziger Zeitung: Jede Seite des Romans ist ein Gedicht. Ich war einer der ersten, der in der damaligen „Nation" auf Jettchen Gebert hinwies, als das Buch noch so gut wie unbekannt war, und was ich damals schrieb, das kann ich auch von der Fortsetzung dieses Werkes, von „Henriette Jacoby" sagen: Sehr viel Breiten und Längen, die ein Maß von Geduld erfordern, wie es nur ein großer Dichter beanspruchen darf. Aber alles in diesem Roman ist so wahr, so köstlich, so tief, daß nur der Pedant mit dem Dichter über seine Länge rechten darf.

Hamburger Fremdenblatt: Wie kommt es, daß man, zum Beispiel an der Bahre des alten Onkel Elias Gebert steht, gebeugt, als hätte man einen alten, lieben Verwandten verloren? Wie kommt es, daß man diesem Jason Gebert, dessen Zeuge treffen kann wie ein Dolchstich, und dessen Herz fühlen kann wie ein unversehrtes Mädchenherz, gern noch oft und oft begegnen möchte? Hier ist die Gelegenheit, bei der sich der Kritiker auch einmal das kritisch prüfende Glas aus dem Auge nehmen und starke, persönliche, festschließende Herzensbeziehungen ruhig eingestehen darf. Und vor allem ist es ein Wort, das den Mitgehenden mit den Geberts auf

ewig und unlösbar zusammenschmiedet. Ein Wort, das erst gesagt wird, nachdem man bereits 702 Seiten aus dieser Familienchronik gelesen hat, das aber, auch unausgesprochen, schon von Anfang an mitschwingt im gemächlichen Gang der Ereignisse, hervorklingt aus den Hecken und Gärten der Vormärzlandschaft, aus den stillen Stuben der Patrizierwohnungen. Dieses Wort aber spricht, aus der Abenddämmerung eines entsagungsvollen Lebens heraus, der schmerzensreiche Philosoph Jason Gebert setzt es als Leitmotiv vor dieses Buch Georg Hermanns, schreibt es uns allen ins Herz, die wir uns gegen diese Erkenntnis sträuben, und sie doch nicht abwehren können. Und er sagt: „Weißt du, man mag reden was man will, Jettchen — eigentlich ist das (die Familie) doch das Einzige, was uns Halt gibt im Leben. Es ist mit der Familie wie mit dem Ofen: so lange Sommer ist, wollen wir nichts von ihm wissen, und jedes Mal, wenn wir durchs Zimmer gehen, stoßen wir uns daran, und wenn wir ihn anfassen, ist er hundekalt. Aber sowie es Winter ist, da merken wir erst, was er uns bedeutet, und was wir ohne ihn überhaupt wären."

Hamburger Nachrichten: Welch ein bevorzugter Mensch muß dieser Dichter sein, der so die geheimsten Regungen des Herzens kennt! Und wie bewundernswert sein Geist, der selbst das Graue und Niederdrückende im Dasein mit goldschimmernder Phantasie zu umkleiden versteht, der uns in einem Augenblicke lächeln macht und im anderen erschüttert und rührt, als wirkten persönliche Erlebnisse auf uns ein, als rühre die Hand der höheren Macht an unser eigenes Los!

Hannoversche Courier: . . . Abgesehen davon ist dieser zweite Band merkwürdig stark und schön und einheitlich im Guß. Die geniale Fahrigkeit, die fast alles, was Hermann früher schrieb, auszeichnete, ist endgültig überwunden, und das ist eine Wandlung, die einen hervorragenden Fortschritt für Hermanns ganz ungewöhnliches und vielversprechendes Talent bedeutet. Nur ganz kurz sei schließlich noch darauf hingewiesen, mit welch meisterhafter Sicherheit die Rasse- und andererseits die Familienzüge der Geberts und Jacobys herausgeholt sind. Hier ist einmal ein Werk, das in geradezu glänzender Weise mit den Tatsachen der Herkunft und Vererbung rechnet.

Kölnische Zeitung: In seiner leisen Art, in der anmutvoll sich äußernden Menschenkenntnis, in dem klugen Verstehen des Lebens und in der plastischen Gestaltung prächtiger Menschen, von denen vor allen Jettchen selbst und dann Jason entzückend schöne Meisterstücke des Gestaltens sind, hat man eines der größten Kunstwerke auf dem Gebiete des Romans in deutscher Zunge vor sich.

Krefelder Zeitung: Diese beiden Bücher (Jettchen Gebert und Henriette Jacoby) gehören zu dem Besten, was die augenblicklich auf anerkannter Höhe stehende deutsche Romanliteratur in den letzten Jahren hervorgebracht hat. Wer in dem Roman das Spiegelbild einer Zeit und ihrer Gesellschaft in all seinen Einzelheiten sehen will, wer mehr verlangt als anregende, die Zeit totschlagende Unterhaltung, wer auf dem Hintergrunde des Zeitgemäldes nicht den geschickten Schriftsteller, sondern den mit seinem Herzblut schreibenden *Dichter* sucht, der nehme das Werk Georg Hermanns vertrauensvoll zur Hand, es wird ihm ein gar liebes Buch werden.

Magdeburgische Zeitung: Der Wert des Romans liegt vor allem in der Stimmung und im Detail. Die unendliche Traurigkeit, das Erbgut der fein Organisierten, derer, die in dieser auf grobe Naturen berechneten Welt keine Lebenssphäre finden, klingt wie eine leise Melodie durch alle Seiten dieses Buches.

Mercure de France: Oeuvre fortement charpentée, ce roman vaut surtout par la beauté de sa construction et par le charme au détail.

Moskauer Deutsche Zeitung: Zarteste Seelenregungen sind es, die der Dichter hier darzustellen hat — und er tut es mit einer Meisterschaft, wie sie heute nur wenigen deutschen Erzählern zur Verfügung steht. Er hat es auch — ebenso wie im ersten Teile — verstanden, für die von ihm dargestellten innern Erlebnisse den richtigen Hintergrund zu schaffen — das Künstlerheim Onkel Jasons mit all seinen Schätzen und Seltsamkeiten und das herbstliche Potsdam. Und all die scheinbar toten Dinge leben das Leben der Menschen mit, sind ein Teil dieses Lebens. Der Schluß endlich wirkt, trotzdem jeder Lärm, jedes große Wort vermieden ist — Jettchen geht still aus der Welt — wie die Katastrophe einer großen Tragödie.

Neues Tagblatt, Stuttgart: Feine Beobachtung, klare, treffende Zeichnung. Lebenswärme und Lebenswahrheit zeichnen den packend geschriebenen Roman aus.

Neues Wiener Tagblatt: Wie an den Menschen selbst, so gibt es auch an der Handlung dieses Romans nichts Unechtes, nichts Unwahrscheinliches, nichts Gekünsteltes.

Schlesische Zeitung: Die an dem ersten Teile mit Recht gerühmte Vortrefflichkeit der Milieuschilderung des biedermeierlichen Berlins, die scharf differenzierende Charakteristik aller dieser Geberts und Jacobys und die leise, wenn auch gelegentlich von humoristischen Akzenten unterbrochene Melancholie des Erzählungstones finden sich auch in diesem Schlußbande. Er erfreut überdies noch durch manche geistvoll vorgetragene Lebenswahrheit.

Tagesbote für Mähren und Schlesien: In dem kürzlich erschienenen Romane „Henriette Jacoby" wird das Schicksal Jettchens mit demselben Behagen aufgerollt, mit dem uns die spielerische Jugend, das kurze Liebesglück und das Brautmartyrium dieser eigenartigen stillwirkenden Heldin erzählt worden ist. Das Ziel, wohin die Geschichte gelangen sollte, war freilich schon gewiesen. Die Frage nach dem guten oder schlimmen Ende konnte also die Gemüter nicht bewegen. Aber es spricht mehr als jedes Lob für dieses Buch, daß man sich dabei nicht beruhigte, daß man das Wie dieses Endes genau wissen, daß man das kurze Leben von Jettchen Gebert bis zum Schlusse mitleben und erfahren wollte, wie es all den Menschen, an denen sie nur zu sehr hing und die ihr zur Seite und gegenüber standen, des weiteren ergangen ist.

Carl Busse in Velhagen u. Klasings Monatsheften: Der alte Fontane hätte seine stille Freude daran gehabt.

Wiener Allgemeine Zeitung: Henriette Jacoby hat gehalten, was Jettchen Gebert einst versprochen.

Verlag von Egon Fleiſchel & Co. / Berlin W 9

Sehnſucht

Ernſte Plaudereien von

Georg Hermann

Preis geh. M. 2.—; geb. M. 3.—

Aus den Beſprechungen:

Breslauer Morgenzeitung: ... Und das eben macht dieſes Buch zu einem ſo einzigen. Es iſt nicht nur der Menſch Georg Hermann, welcher uns in dieſen Plaudereien die Tore ſeiner Seele öffnet, es iſt der hervorragende Repräſentant unſerer Generation, welcher in dieſen Aufſätzen zu uns ſpricht. Dieſes Buch birgt für alle Zeiten die Philoſophie des neuromantiſchen, d. h. unſeres Geſchlechts. Manche Menſchen werden das Buch aus der Hand legen und ſagen: all das wiſſen wir, fühlen wir ſelbſt! Das gerade beweiſt die Bedeutung des Werkes. Denn hier liegt ein Werk vor uns, das geſchaffen aus dem perſönlichſten Erleben, zugleich das Sprachrohr wird für ein ganzes Geſchlecht.

Hamburgiſcher Korreſpondent: Hermann gewann ſeine vielen Freunde vielleicht dadurch, daß er in ſeinen Werken der ſchlichte Menſch blieb, der für das, was ihn bewegt, nach wörtlicher Mitteilung ſtrebte. Die Perſönlichkeit des Dichters war es vor allem, zu der die Leſer Neigung gewannen. Und dieſe Perſönlichkeit, ſie tritt hier ſtark und greifbar vor uns hin, wie noch aus keiner von Hermanns früheren Arbeiten. Wir ſehen den ganzen Menſchen, wenn er die Sehnſucht als Lebensfaktor hinſtellt, wenn er über die Lächerlichkeiten der Würde, die Klippen des Ruhms plaudert, wenn er von den Enttäuſchungen und Glücksgefühlen des Reiſens ſpricht, wenn er Bücher und Kunſt liebt und das Theater ablehnt, wenn er für die Großſtadteinſamkeit oder den Hunger nach Seelen ſeltſame und ſchwermütige Worte findet. Dieſes Buch, wenn es auch mit manchen Ablehnungen Widerſpruch erregen wird — weil es von Herzen kam, wird es zu Herzen gehen.

Wiesbadener Zeitung: Viel Schönes, Geiſtreiches, Nachdenkliches weiß hier der ſeit wenigen Jahren ſo vielgenannte feinſtiliſierende Romanſchriftſteller über allerlei künſtleriſche und ſoziale Fragen uns zu ſagen.

Weitere Werke von Georg Hermann

Spielkinder

Roman

Preis geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Berliner Fremdenblatt: Ein großes, viel verſprechendes Talent, das ſich an den beſten Meiſtern der Moderne gebildet hat, führt ſich mit dieſem originellen, wahrheitsreichen Buche beſtens in die Literatur ein.

Modelle

Ein Skizzenbuch

Preis geh. M. 1.—; geb. M. 2.—

Deutſche Literatur-Zeitung: Es werden erſchrecklich viele Skizzen geſchrieben und leider auch gedruckt. Niemand darf es einem verübeln, wenn man ſolche Skizzenbücher mit Mißtrauen in die Hand nimmt. Das Buch von G. Hermann macht eine erfreuliche Ausnahme; es erhebt ſich ganz bedeutend über das untergeordnete gewöhnliche Geſchreibſel dieſer Art.

Die Zukunftsfrohen

Neue Skizzen

Preis geh. M. 2.—; geb. M. 3.—

Hamburger Fremdenblatt: Dieſes Buch gleicht einem Käſtchen mit allerlei ganz verſchiedenen, aber immer gefälligen Werken der Kunſt. . . . Ein recht unterhaltendes vielſeitiges Buch.

Aus dem letzten Hauſe

Ein neues Skizzenbuch

Preis geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Paul Wiegler in Die Geſellſchaft: In dieſem Buch iſt eine aparte Note: das ſind des Dichters reine Kinderſzenen. . . . Man ſollte mehr noch als bisher die Werke dieſes Dichters leſen.

Buchdruckerei Roitzſch, Albert Schulze, Roitzſch.

Princeton University Library
32101 068761079